



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Wilhelm von Humboldt

Haym, Rudolf

Berlin, 1856

Zweiter Abschnitt. Diplomatische Thätigkeit. (1810-1818.)

[urn:nbn:de:hbz:466:1-48042](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-48042)

Zweiter Abschnitt.

Diplomatische Thätigkeit.

Nicht die Zerfallenheit der Dinge, nicht die Noth des Staats als solche hatte Humboldt entmuthigen können. Aus der Arbeit des Wiederaufbauens selbst hatte er Muth geschöpft; es war ihm gelungen, auch unter den Beschwerden des Actentisches und in den Discussionen des Rathszimmers den heiteren Gleichmuth der Muße zu bewahren. Aber gegen Eins war nicht aufzukommen und Eins war nicht zu ertragen. Der Dinge getraute er sich, Herr zu werden: an den Menschen schien alle Aussicht auf Rettung zu scheitern. „Das wahre und bedeutendste Unglück,“ so äußerte er, sei dies, daß es an Männern von großem Kopf und Energie, von dem Geist und Charakter Stein's mangle. Das, in der That, war ein sehr mildes Wort, wenn es sich auf die Dohna und Altenstein, die Goltz und Beyme bezog. Kein höherer Zweck, kein gemeinsamer Plan, kein Begriff auch nur von der zu lösenden Aufgabe leitete die Wirksamkeit dieser Minister. Man hatte das Eine Princip, statt nach Principien nach Chancen zu regieren, die Dinge zu benutzen wie sie kämen, sie kommen zu lassen, statt sie herbeizuführen. Ohne die einheitliche Leitung eines Staatsraths zerfiel die Regierung in die verschiedenen Departements. Je weniger die einzelnen Zweige in einander eingriffen, desto häufiger erfolgten gegenseitige Uebergriffe. Je weniger ein herrschender Kopf an der Spitze stand, desto mehr suchte Einer den Andern zu beherrschen, desto offeneres Feld hatte die persönliche Intrigue. Die Nation war unvertreten und ohne

Stimme: gerade in dem Geheimniß suchte man eine Stütze der Mißregierung. Die Schwäche des Königs machte die Schwäche seiner Rathgeber noch verhängnißvoller. Nachdem der Staat durch einen furchtbaren Stoß von außen erschüttert war, nachdem ihm die rettende Hand Stein's entzogen war, so ging er jetzt durch die Rath- und Thatlosigkeit seiner Leiter mit raschen Schritten seiner inneren Auflösung entgegen.

Das Peinlichste mußte sein, in einer solchen Regierung mitten inne zu stehn, ihre Schwäche und Elendigkeit zu übersehn und nicht helfen zu können. Unter allen Verwaltungszweigen war derjenige, welchem Humboldt vorstand, der einzige, in dem eine höhere Auffassung der Dinge, ja der einzige, in dem Ordnung und eine zweckmäßige Thätigkeit herrschte. Es war klar, daß auf die Dauer selbst das gesunde Glied unter dem Siechthum des Ganzen leiden, daß durch die Zerrüttung der ganzen Maschine über kurz oder lang auch die einzigen noch brauchbaren Räder zum Stocken gebracht werden müßten. Der Leiter des Cultus und Unterrichts war nicht so gestellt, daß er selbst und allein für sein Wirken verantwortlich gewesen wäre. Seine Stellung im Ministerium des Innern machte ihn zum Untergebenen eines Mannes, der zwar das Beste, aber nur mit dem schwächsten Willen und mit den kürzesten Gedanken wollte. Durch diese Schwäche war der Graf Dohna in völlige Abhängigkeit von Altenstein gerathen. Der Wirthschaftsinspector, wie Schön klagte, befand sich in den Händen des Rentmeisters. Das Finanzministerium, selbst in der äußersten Haltlosigkeit und Zerrüttung, beherrschte und verwirrte die Verwaltung des Innern. Es gab Collisionen ohne Unterlaß, und die immer wachsenden Finanzverlegenheiten waren am Ende das allein dominirende Princip. Ein Mann, der, wie Humboldt, seine ganze Wirksamkeit von einer großen Idee bestimmen ließ, paßte überhaupt nicht in diese ideenlose Gesellschaft. Allein das Schlimmste war, daß seine Ideen Geld, und viel Geld kosteten. Bald sah er sich die Hände gebunden und in der Ausführung seiner Entwürfe von allen Seiten gehemmt und beengt. Dies nahm zu seit der Verlegung der Regierung von Königsberg nach Berlin. Im März 1810 hatte die Verwirrung und mit der Verwirrung die Kopflosigkeit den Gipfel erreicht. Ausdrücklich erklärte Altenstein und mit ihm die übrigen Minister, daß es unter

den dormaligen Umständen, bei der völligen Erschöpfung der Finanzen unmöglich sei, „große Reformen in der Organisation des Innern zu wagen.“ Jede Ansicht mußte damit für Humboldt schwinden, in der bisherigen Weise fortzuwirken. Und nicht das bloß. Die jüngsten Erklärungen Altenstein's waren von der Art, daß jede Gemeinschaft mit dem Regiment, welchem er den Namen gab, zum Verbrechen am preussischen Staate ward. Denn mit nichts Geringerem als mit der Ehre dieses Staates hatte er endlich seinen Verlegenheiten abhelfen, den Staat selbst hatte er des Staates wegen verschleudern wollen. Gedrängt durch die Forderungen Napoleons wegen der Rückstände der Kriegsteuer, hatte er sich nicht entblödet, die Abtretung Schlesiens als das einzige Rettungsmittel aus der Noth vorzuschlagen. Es war hohe Zeit, zu thun, was schon früher die Merckel und Vincke gethan. Es galt, sich loszusagen von einer Regierung, die sich ihrerseits von den geheiligtesten Ueberlieferungen preussischer Größe und preussischen Ruhms, von dem Andenken Friedrichs, von dem Glauben an Preussens Zukunft los sagte. Schon bei der Annahme seines neuen Postens hatte sich Humboldt den Rücktritt in die Diplomatie vorbehalten. Er bat jetzt, am 29. April 1810, um die Erlaubniß, sich aus der Verwaltung zurückziehen zu dürfen.

Zwar, so schlimm stand es noch nicht mit den Hohenzollern, daß sie vor dem Gedanken nicht zurückgeschreckt wären, den staatsmännischen Bankerutt eines unfähigen Ministers mit dem besten Capital der Monarchie, mit der Eroberung des großen Königs zu decken. Jener Vorschlag kostete dem Altenstein'schen Ministerium den Besitz der Gewalt. Hardenberg, aus seiner Zurückgezogenheit hervorgerufen, hatte die Möglichkeit eines anderen Regierungssystems dargelegt. Mit der Bildung eines neuen Ministeriums beauftragt, war er am 7. Juni mit dem Titel eines Staatskanzlers an die Spitze der Geschäfte getreten. Der Entschluß Humboldt's blieb nichtsdesto weniger derselbe. War es, daß er auch nach dieser Veränderung die Erneuerung peinlicher Conflict in einer so wenig selbständigen Stellung besorgte, war es, daß er auch Hardenberg nicht für den Mann der Situation hielt, war es, daß ihm auf alle Fälle die Thätigkeit des Verwaltens zu sehr verleidet war, um es selbst mit neuen und fähigeren Menschen auf's Neue zu versuchen:

genug, er begnügte sich, den ihm anvertrauten Verwaltungszweig in's beste Geleise gebracht und wenigstens Eine große Schöpfung in's Leben gerufen zu haben. In der That, es scheint, daß ihn vorzugsweise der Wunsch bei seinem Entschlusse festgehalten hat, aus dem Druck der Geschäfte zu einem seinen Neigungen und seinem individuellen Plan mehr entsprechenden Leben zurückzukehren. Dem Ruf der Pflicht hatte er sich nicht entzogen. Gerade die Gewissenhaftigkeit, mit der er sie erfüllt hatte, ließ ihn nicht länger als unentbehrlich erscheinen. Unter solchen Umständen trat die Erwägung in ihr Recht, ob er seine Kräfte noch ferner, in einer immerhin prekären Lage, demjenigen, was ihm als das Höchste galt, völlig entziehen sollte. Seine Absicht war nicht, wie im Anfang der neunziger Jahre, dem Staate gänzlich den Rücken zuzukehren. Er wünschte eine Lage, in der er noch immer dem Vaterlande nützen könne, in der ihm aber zugleich gestattet wäre, sich und seinen Ideen zu leben. Seinem Wunsch ward entsprochen. Er wurde bestimmt, den Grafen von Finckenstein abzulösen. Durch Cabinetsordre vom 14. Juni wurde er zum außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister in Wien mit dem Charakter eines Geheimen Staatsministers ernannt. Die Leitung der Section übernahm für's Erste Nicolovius. Sie ward später dem Geheimen Staatsrath von Schuckmann übergeben, nachdem Hardenberg vergeblich versucht hatte, Alexander von Humboldt von seinen wissenschaftlichen Arbeiten abzurufen und diesen an des Bruders Stelle für den erledigten Posten zu gewinnen.

Nicht ganz so trat Humboldt in die diplomatische Laufbahn zurück, wie er einst, acht Jahre früher, in dieselbe eingetreten war. Die Gedanken und Stimmungen, mit denen er nach Wien ging, waren nicht genau die, mit denen er nach Rom gegangen war. Er hatte eine ernste Schule durchgemacht. Er hatte die Noth und das Bedürfniß des Vaterlandes von Nahem gesehn. Er hatte tief in den öffentlichen Dingen mitteninne gestanden. Die Folge war, daß ihn bei seinem Rückzuge aus der Verwaltung ein stärkeres Interesse an Staats- und Geschäftsfachen begleitete, als er je zuvor besessen hatte. Auf Schritt und Tritt während seiner Wirksamkeit in Preußen war ihm der Geist eines Mannes begegnet, mit dem er schon von seinem römischen Gesandtschaftsposten aus gelegentlich correspondirt

hatte.¹⁾ Von hundert Lippen hatte er den Namen Stein's mit Ehrfurcht und Bewunderung aussprechen hören, und Zeuge war er gewesen, wie das Andenken an den großen Verbannten um so kräftiger in den Herzen fortlebte, je mehr die neue Verwaltung aus der von ihm vorgezeichneten Spur wieder ausbog. Ein herzliches Verlangen hatte ihn daher ergriffen, diesen Mann persönlich kennen zu lernen. Im September — ohne die Eröffnung der Berliner Universität abgewartet zu haben — befand er sich auf dem Wege nach Wien. Auf diesem Wege, oder auf einem Umwege vielmehr, den er eigens zu diesem Zwecke machte, sah er zunächst in Teplitz Gents wieder und verweilte zwei Tage bei demselben.²⁾ Von Teplitz aber wandte er sich nach Prag; denn dorthin hatte Stein sich seit dem Juni von Brünn übersiedelt. Des freundschaftlichsten Empfanges durfte er gewiß sein. Denn Stein hatte mit billiger Theilnahme die Wirksamkeit Humboldt's als Leiter der Section des Unterrichts und Cultus verfolgt. Ja, so günstig war die Ansicht, die er über den Charakter und die Talente des Mannes gefaßt hatte, daß er in der Denkschrift, die er gleich nach Hardenberg's Ernennung zum Staatskanzler an diesen einschickte, den Rath erteilen konnte, Humboldt neben der Section des Unterrichts zugleich an Stelle des unfähigen Grafen Goltz mit der Leitung des Auswärtigen zu betrauen.³⁾ Diese günstige Ansicht ward durch das persönliche Zusammentreffen beider Männer nur bestärkt. Es legte den Grund zu einer Freundschaft, welche ungeachtet der außerordentlichen Verschiedenheit ihrer Naturen bis an's Ende ausdauernte und durch brieflichen wie persönlichen Verkehr beständig unterhalten wurde. Stein bedauerte nunmehr, nicht früher die Bekanntschaft eines Mannes gemacht zu haben, der ihm der würdigste und nützlichste Genosse bei der Regeneration des preussischen Staates gewesen wäre. Besonders tief aber war der Eindruck des großen Reformers auf Humboldt. Persönlich, in einer individuellen Erscheinung,

1) Wenn anders Wilhelm von Humboldt in dem Citat bei Berg, II. 614, Anmerkung 36, gemeint ist.

2) Gents an Adam Müller in Schlesier's Ausgabe von Gents' Schriften, IV. 366, und an Rahel, ebendaf. I. 117.

3) Berg, II. 498.

standen jetzt die Interessen vor ihm, mit denen er seit seiner Rückkehr nach Deutschland, halb wider Willen und mehr als halb gegen seine Neigung vertraut geworden war. Nicht reiner war ihm ehemals in Schiller der Ernst des künstlerischen Schaffens im Elemente der Idee entgegengetreten, als jetzt der Ernst patriotischer und staatsmännischer Praxis. Der gute Geist der echten, von tief sittlicher Gesinnung getragenen Politik stand leibhaftig vor ihm. Er mußte inne werden, daß diese vollkommene Hingebung an das Schicksal des Vaterlandes, diese einzige Leidenschaft für die sittliche Ordnung des Gemeinwesens, dieser Feuereifer für gemeinnütziges Wirken, daß das Alles doch auch etwas sei. Als die Hoffnungen Deutschlands, die Lage Preußens, die Pläne Hardenberg's, der nur eben jene geheime Zusammenkunft mit Stein gehabt hatte, als das Verhältniß Oesterreich's zu Preußen, als Menschen und Dinge, Grundsätze und Maßregeln zwei Tage lang zwischen den Beiden besprochen worden waren, da war Humboldt durchdrungen von dem unschätzbaren Werth, da hatte er ganz den großen Kopf und den größeren Charakter Stein's erkannt. Er bedauerte nun — so schrieb er bald darauf von Wien an den neu gewonnenen Freund — „nicht zu der Zeit in Deutschland gewesen zu sein, wo Sie bei uns thätig waren; mit und unter Ihnen zu arbeiten, würde mir jetzt doppelte Freude und Beruhigung sein.“ Noch warm von den Gesprächen, die er mit Stein geführt hatte, gestand er nun, daß auch er die Pflicht kenne, die er dem Vaterlande schulde. Er sei zwar überzeugt, daß er nie mehr in Berlin werde gebraucht werden: dennoch sei sein Vorsatz, sich keinem Ruf zu entziehen. Die schöne Muße einer Zwischenzeit wolle er eben deshalb nicht bloß wie früher zu gelehrten Arbeiten, sondern nebenher auch zu finanziellen und staatswissenschaftlichen Studien benutzen.¹⁾

Allein freilich, wie schon diese Aeußerungen zeigen: seinen jetzigen Posten sah Humboldt vorwiegend wie einen Ruhe- und Mußeposten an. Für die Zukunft zwar hielt er sich bereit: vorläufig betrachtete er sich wie einen aus dem Geschäftsjoch Ausgespannten, der nur gleichzeitig dem Gemeinwesen seine guten Dienste nicht gänzlich ent-

1) Humboldt an Stein. Pertz II. 534. Das richtige Datum des Briefes ist wahrscheinlich der 18. October; vgl. ebendaf. Stein an Humboldt d. d. 28. October.

zöge. Und ein Mußeposten war, wie die Dinge standen, der Wiener Gesandtschaftsposten in der That. Ohne Zweifel war auch Humboldt mit Stein der Ansicht, daß das letzte Ziel, welches die preussische Diplomatie anzustreben habe, dasselbe mit dem der inneren Verwaltung, daß es die Befreiung Preußens und Deutschlands von dem Joch der französischen Herrschaft sei. Ohne Zweifel waren die beiden Staatsmänner unter sich und waren beide mit Hardenberg übereingekommen, daß nichts zur Erreichung dieses Zieles so wichtig sei, als die Herstellung eines Einvernehmens zwischen den beiden deutschen Staaten, deren Eintracht schon im Jahre 1804 Geng für die „letzte und gleichsam sterbende Hoffnung Deutschlands“ erklärt hatte. Es war dies jetzt viel klarer noch als es im Jahre 1804 gewesen war; denn beide Staaten waren durch die Erfahrung belehrt worden, daß einer ohne den anderen der Uebermacht Frankreichs nicht gewachsen sei. Es war nicht minder klar, daß der Versuch einer Annäherung von Preußen ausgehen müsse; denn als sich Oesterreich 1809 von Neuem zum Kriege entschlossen hatte, waren die beiden Rivalen quitt gewesen, und dennoch hatte Preußen abermals dem Heldenkampfe der Oesterreicher mit verschränkten, oder, wie es selbst sich entschuldigte, mit gebundenen Armen zugefehnt. Allein leider war eine solche Annäherung auch niemals schwieriger, niemals die Aussicht, daß sie Erfolg haben werde, entfernter gewesen. Auch Oesterreich war jetzt zum Tode erschöpft. Auf die höchste Kraftanstrengung war die höchste Ermattung gefolgt. Das System des Widerstandes hatte dem System der Ergebung Platz gemacht. Die Fesseln der Knechtschaft waren durch die Bande der Freundschaft und der Verwandtschaft scheinbar gemildert, in Wahrheit verstärkt worden. Jeder Gedanke an Krieg war fahren gelassen, seit Metternich an Stadion's Stelle getreten, und die Sorge, den zerrütteten Finanzen des Staates aufzuhelfen, absorbirte vollständig die Aufmerksamkeit der österreichischen Regierung. Gebunden, auf der anderen Seite, und bewacht, erschöpft und verzagt war auch Preußen. Es hätte, auf's Höchste, conspiriren mögen: es fand, daß es im gegenwärtigen Augenblick zwar vielleicht mit den versteckten Gesinnungen, aber nicht mit der Macht und der Politik Oesterreich's conspiriren könne. Die Instructionen und die Geschäfte eines preussischen Gesandten in Wien waren daher vorläufig von geringer Be-

deutung. Sie beschränkten sich auf Beobachten und Berichterstaten. Es galt, die Stimmung der Bevölkerung wahrzunehmen. Die Hauptaufgabe war, Vertrauen zu Preußen zu erwecken, und für alle Eventualitäten die Möglichkeit einer Annäherung vorzubereiten. Am besten gelöst wurde diese Aufgabe, wenn der Gesandte mehr sah als that, wenn er sich möglichst still und discret verhielt.

Humboldt war sicher der discreteste und Hardenberg, wenn es sein mußte, der vorsichtigste der Menschen. Es war viel, daß der Staatskanzler dem österreichischen Hofe die vertrauliche Mittheilung zugehen ließ, daß er für seine Maafregeln in der inneren Verwaltung die Billigung Stein's bei einer geheimen Zusammenkunft in Schlesien erhalten habe.¹⁾ Es war im Uebrigen nicht seine Gewohnheit, die Gesandten von anderen als denjenigen Dingen zu unterrichten, die unmittelbar auf den Ort ihrer Mission Bezug hatten; noch im Anfange des Jahres 1812 hatte Humboldt nur dunkle und unvollständige Nachrichten von dem Zustande in Preußen.²⁾ Seine Pflicht legte ihm demgemäß wenig Arbeit auf. In der redlichsten Gesinnung that er diese Pflicht, aber er that schlechterdings nicht mehr. Wie bereit er unter andern Verhältnissen gewesen wäre, eine größere politische Wirksamkeit auf seine Schultern zu nehmen, es war natürlich, daß er unter den gegenwärtigen wieder sich selbst, nicht die Geschäfte als den Mittelpunkt seines Lebens betrachtete. Je länger er in Wien war, desto mehr sah er die Berliner und Königsberger Zeit, wo er genöthigt gewesen, dies umzukehren, wieder wie eine Anomalie in seinem Lebensgange an. Sie hatte ihn zu einem Andern gemacht. Nun sei er wieder der Alte, schreibt er im Sommer 1812 an Wolf,³⁾ derselbe, der er vor 1809 gewesen, der Alte in Absicht seiner Interessen und seiner Art, die Dinge anzusehn. „Denn das Gesandtengeschäft,“ fügt er hinzu, „ist so locker und lose, daß es mir die Gedanken nicht sonderlich einnimmt, und so wie weiland Rubens dabei große Bilder malte, kann auch ich vielerlei treiben, habe es gethan, und thue es noch.“ Kaum war er, Mitte October 1810, in Wien angekommen, so packte er seine Bücher aus, um

1) Perz, II. 571 nach einem Briefe Humboldt's an Stein vom 16. Februar 1811, vergl. a. a. O. S. 621 Anm. 71.

2) Humboldt an Stein, den 3. Januar 1812, bei Perz, III. 594.

3) G. W. V. 294.

vor Allem seine alten, seit dem Eintritt in das Ministerium liegengeliebten linguistischen Studien¹⁾ wieder aufzunehmen. Dieselben bezogen sich in erster Linie noch immer auf das Baskische. Er hatte über der Masse der Berufsgeschäfte, in denen er sich plötzlich seit 1809 befand, den von lange her gehegten Plan, ein eignes Werk über die Basken und deren Sprache auszuarbeiten, aufgeben zu müssen geglaubt, und war um so bereitwilliger auf den Vorschlag des Professor Vater in Königsberg eingegangen, in den dritten Band des von diesem fortgeführten „Mithribates“ einen ausführlichen Aufsatz über die Baskische Sprache einzurücken; allein auch dieser Aufsatz war nicht zu Stande gekommen. Er nahm jetzt die Idee einer eignen Schrift über diesen Gegenstand wieder auf, begann dieselbe auszuarbeiten und verhiess in einer ausführlichen Ankündigung zu Ende des Jahres 1812 das Erscheinen derselben in einem oder höchstens anderthalb Jahren.²⁾ Er kehrte gleichzeitig an die Erfüllung des dem Fortsetzer des Mithribates gegebenen Versprechens zurück, beschränkte sich aber nun auf eine Reihe von Berichtigungen und Zusätzen zu dem Adelung'schen Artikel über das Baskische.³⁾ Aus dem erwähnten Briefe an Wolf erfahren wir, daß er sich jetzt, in Wien, auch mit der Erlernung der Ungarischen Sprache abgab. Auf's Neue endlich, und abermals durch seinen Bruder, wurde ihm das Studium der americanischen Sprachen näher gebracht. Alexander von Humboldt hatte einen Theil seiner großen Reisebeschreibung vollendet. Im November 1811 war er bei seinem Bruder in Wien zum Besuch. Er drückte den Wunsch aus, daß dieser ihm für sein

1) An Stein, bei Perz, II. 534.

2) In F. Schlegel's deutschem Museum Bd. II., Heft 12. Auch dem Königsberger Archiv vom Jahre 1812 war die „Ankündigung“ beigelegt; sie fehlt dagegen in den G. W.

3) Diese „Berichtigungen und Zusätze zum ersten Abschnitt des zweiten Bandes des Mithribates“ erschienen dann freilich erst 1817 im 4. Theil des Mithribates, S. 275 ff., und, in besonderem Abdruck, in demselben Jahre, Berlin bei Voß. Einweilen ward nur der Schluß dieser Arbeit („Proben Baskischer Schreibart und Dichtung“) von Vater im Königsberger Archiv (für Philosophie, Theologie, Sprachkunde und Geschichte, Jahrgang 1812, 3. Stück, S. 277 ff.) veröffentlicht. In die G. W. ist auch dies Stück nicht aufgenommen. Vergl. übrigens auch die Vorrede zur 1. Abthl. des dritten Bandes des Mithribates, S. III. IV. und 2. Abthl. desselben Bandes, S. 432 Anm. 2.

Reisewerk eine Abhandlung über die americanischen Sprachen schreibe. Der Versuch, diesem Wunsch zu entsprechen, führte Wilhelm zu anhaltender Beschäftigung mit Sprachen, die durch ihre grammatische Analogie mit der Vaskischen seine Aufmerksamkeit doppelt reizten.¹⁾ Sprachstudien und sprachphilosophische Betrachtungen füllten so den größten Theil seiner Zeit. Andres spielte jetzt mehr nebenher, oder machte sich als Reminiscenz vergangener Tage geltend. Wolf hatte sich durch Uebersendung seiner Ausgabe von drei Platonischen Dialogen dem alten Freunde wieder mehr genähert. Die Widmung erinnerte ausdrücklich an den Antheil, den Humboldt an den Vorbereitungen zu dieser Arbeit genommen habe. Humboldt las die drei Dialoge auf einer Reise, die er im Sommer 1812 von Wien aus nach Thüringen machte, um daselbst Rechnungen und Privatgeschäfte zu besorgen. Kurz vorher hatte ihn die Reise seines Monarchen nach Prag und Töplitz, auch mit Göthe in Karlsbad zusammengebracht, und alte und neue Themata, Wolf's Aristophanesübersehung und Niebuhr's römische Geschichte²⁾ waren dabei zur Sprache gekommen. Noch lebhafter endlich war er an die Zeit von Jena durch ein Schreiben von Körner erinnert worden, welcher mit der Abfassung einer Skizze von Schiller's Leben umging.³⁾ Besuchsweise fand sich Körner auch persönlich in Wien ein. Er hatte außer dem Freunde einen Sohn hier. In dem Talente Theodor Körner's trieb das alte Verhältniß der Körner'schen Familie, die Pietät zu Schiller und der Glaube an die Schiller'schen Ideale lebendige Blüthen. Der junge Dichter war ein gern gesehener Gast in dem Humboldt'schen Hause.

In Beziehung auf literarischen Umgang fand sich übrigens Humboldt in Wien nicht viel besser gestellt als in Rom. Er fand bei Friedrich Schlegel, der jetzt im Dienste Oesterreich's und des Katholicismus die literarischen und philosophischen Ausschweifungen seiner Jugend büßte, zwar Anknüpfungspunkte für sein sprachwissenschaftliches Interesse; in Sachen des Alterthums jedoch konnte er ihn nicht für voll ansehen, und er konnte sich noch weniger mit

1) Humboldt an Stein, Pers. III. 595.

2) Lebensnachrichten über B. G. Niebuhr, I. 527. 528.

3) Auf diesen Brief ist der Humboldt'sche vom 26. Januar 1811 („Aus Weimar's Glanzzeit," S. 30 ff.), den wir im Obigen öfters angezogen, die Antwort.

seinen geschichtspolitischen Schrullen, mit dem katholisch-romantischen Doctrinarismus des Mannes vertragen. Wien überhaupt war der Sitz, die Zufluchts- und Versorgungsstätte der toll oder faul gewordenen Romantik. Außer Schlegel hatte sich, durch Hardenberg an Humboldt empfohlen, auch Adam Müller in Wien eingefunden, nachdem er in Preußen vergeblich die unverschämtesten Literatenkünste angewendet hatte, um sich eine Anstellung zu erschwindeln. Vor Allem, und als ältester Ueberläufer, war Gutzkow hier. Mit diesem ließ sich doch reden. Denn auf die romantische Doctrin wenigstens war dieser nichts weniger als verfallen. Nur aus Politik im Grunde und aus Frivolität cultivirte er gelegentlich diese Richtung, und nur seine Nüchternheit war es, die ihn zuweilen nach den Luxusartikeln der neuesten Poesie und Metaphysik lüftern machte. Er war eben jetzt, im Gegensatz zu den phantastischen Speculationen seines Freundes Müller, mit ernsten Studien über die Natur des Papiergeldes beschäftigt, mit Dingen also, denen auch Humboldt seine Aufmerksamkeit zuzuwenden begonnen hatte.¹⁾ Alte Erinnerungen der familiärsten Art kamen dem Verhältniß zu Hülfe, waren aber doch, wie wir überzeugt sind, nicht im Stande, dasselbe zu jener tieferen geistigen Vertraulichkeit zurückzubringen, die ehemals in Berlin zwischen Beiden bestanden hatte, und die später bis auf einen gewissen Grad sich von Neuem einstellte. Wenn Gutzkow jetzt gegen Rahel renommirte, daß er sich gegenwärtig weit über Humboldt fühle, daß derselbe nichts mehr als ein ungemein angenehmer Gesellschafter sei, daß „alle Furcht und alles Imponiren“ verschwunden sei, so war es, weil Humboldt nicht für gut fand, dem auf bloße Verstandes- und Lebensroutine Heruntergekommenen mehr zu zeigen, als er verstand und verdiente. Ueberhaupt war ihm in der geistigen Atmosphäre Wien's nicht wohl. Abgewandt von der ganzen „modernen“ Richtung, die sich hier breit machte, lebte er sein besseres Leben still in sich. Wohl verstand er es, in der üppigen und glänzenden Kaiserstadt sich mit all' der Salongewandtheit, mit all' dem liebenswürdigen aristokratischen Anstand zu bewegen, der in den Circeln der österreichischen Aristokratie geschätzt und gepriesen ward:

1) Humboldt an Stein vom 3. Januar 1812 a. a. D. Vergl. Gutzkow an Perthes in Perthes' Leben II. 231.

lieber saß er über seinen Büchern gebückt, oder genoß des Glücks, mit den Seinigen wieder vereint zu leben. Und er hoffte, dieses Glücks noch lange zu genießen. Daß der Strudel der öffentlichen Angelegenheiten ihn aus aller häuslichen und wissenschaftlichen Ruhe herausreißen und hin und her werfen werde, ließ er sich noch in der Mitte des Jahres 1812 entfernt nicht träumen. Für jetzt schrieb er um diese Zeit an Wolf, bleibe er gern noch einige Jahre in Deutschland. Im Grunde aber habe er doch nur die Schwelle Deutschland's betreten. Er und seine Frau lebe in Wien eigentlich immer mit den Gedanken in Italien; Italiänisch bleibe meist noch die Hausprache in der Familie. Dorthin kehre er daher gewiß zurück, wenn sich auch die Zeit noch nicht bestimmen lasse. Genug, wenn man nur die Ueberzeugung festhalte, daß jede Aenderung vernünftigerweise nirgends anders hinführen könne.

Eine gewaltige Aenderung, in der That, stand bevor; aber sie führte nicht nach Italien. Die Aussicht auf dieselbe hatte Stein nach Rußland geführt. Humboldt fand den großen Agitator schon nicht mehr in Prag, als er im Juni daselbst mit seinem Souverain zusammengetroffen war. Friedrich Wilhelm war kurz vorher in Dresden gewesen; er hatte durch die demüthige Huldigung Napoleon's das schmählische Bündniß besiegelt, welches Preußen zur Theilnahme an dem Kriege gegen Rußland verpflichtete. Schon hatte Napoleon den Niemen überschritten, als Humboldt, von Burgörner aus, jene Zeilen an Wolf schrieb, die keine Silbe von Krieg oder Politik enthielten. Kaum wird der Gesandte in Berlin, wohin er sich, vor seiner Rückkehr nach Wien, Ende Juli zu einem zehntägigen Aufenthalte begab, schon Nachrichten vorgefunden haben, welche irgend ein Urtheil über den Ausgang der Napoleonischen Expedition gestatteten; noch weniger wird er politische Instructionen von einer Regierung mitzunehmen gehabt haben, welche durch ihre völlige Unterwerfung unter Frankreich jeder selbständigen Politik entsagt hatte. Bald genug indeß, und Nachrichten der wunderbarsten Art drangen nach dem Westen. Der Tag der Rache, der Tag der Befreiung war im Anbruch. Die Flammen von Moskau und das Eis der russischen Felder waren dem Eroberer zum Verhängniß geworden. Die schönste und größte Armee der Welt war bis auf wenige bejammernswürdige Trümmer vernichtet; in jäher Flucht war

Napoleon über die Grenze des Reiches zurückgejelt, das er zu beherrschen gedacht hatte. Es folgte der hochherzige und glorreiche Verrath York's; es folgte die Erhebung der Provinz Preußen. Die Völker des Ostens waren in Bewegung gegen den Westen; lange genug hatte der Strom der Eroberung von Westen nach Osten gefluthet. Noch ein kurzes Zaudern und Schwanken in Berlin; endlich hatte der Geist und Rath Scharnhorst's den Sieg davon getragen. Preußen war der Verbündete von Napoleon's Feinden. Von Breslau aus hatte der König dem Sieger von Jena den Krieg erklärt, und auf den Ruf „An mein Volk“ stürzte zu den Waffen was Waffen tragen konnte.

Der Wiener Gesandtenposten hatte aufgehört, ein Mußeposten zu sein; auch über die Schwelle des preußischen Gesandtenhotel's drang die Begeisterung ein, welche Preußens ganze Bevölkerung ergriffen hatte. Nur desto schwieriger war die große Aufgabe zu lösen, der sich Humboldt jetzt gegenüber fand. Es handelte sich, den Beitritt Oesterreich's zu gewinnen; aber Oesterreich war seiner politischen Natur, wie seiner Lage nach so ganz anders gestellt als Preußen. Auch Oesterreich war durch die französischen Waffen besiegt und gedemüthigt worden: es theilte insofern die Sympathien und die Interessen der Verbündeten von Kalisch. Allein es hatte seitdem mit Napoleon seinen Frieden gemacht, es war durch menschliche und politische Bande mit Frankreich verknüpft, und es war insofern an der Erhaltung des Thrones und der Macht des französischen Kaisers interessirt. Oesterreich war eben Oesterreich. Wie jedes Land seine Landesart und Landessprache hat, so hat die anomale Beschaffenheit dieses Staates seiner Politik einen Charakter aufgeprägt, der verschieden ist von der Politik aller andern Staaten. Dieser Staat ist nicht auf große Wagnisse nach Außen: er ist im Innern auf Ruhe und Stillstand angewiesen. Noch waren die Wunden nicht vernarbt, die man in drei blutigen Kriegen davongetragen, noch waren die Niederlagen von Austerlitz und Wagram in schreckendem Andenken. Eine neue Furcht erwuchs aus dem demokratischen Geiste, den die Proclamation von Kalisch und die Aufrufe der preußischen Regierung athmeten, den die Stein und Scharnhorst schürten, der ganz Preußen in fieberhafte Bewegung versetzte. Schon zu viel, daß man Ein Mal einen Volkskrieg zu führen ver-

sucht hatte; lieber doch als mit der Revolution wollte man mit Frankreich gehn. Die Freiheit Europa's und die Unabhängigkeit Deutschlands endlich kamen für Oesterreich nur erst in zweiter Linie in Betracht. Diese Dinge waren blos Mittel zum Zweck; der große Zweck hieß Machtgewinn und Selbsterhaltung. Zu beiden gegenüberstehenden Parteien hingezogen, von beiden abgestoßen, war man entschlossen, die Gunst dieser Lage zum eignen Vortheil auszubenten. Beide sollten auf Oesterreich bieten und um seine Hülfe werben. Die zerrütteten Finanzen machten es wünschenswerth, daß man ohne Schwertschlag und lediglich in der Rolle des Vermittlers zum Ziele gelangte; man wollte im Nothfall den Beistand des österreichischen Schwertes so theuer wie möglich, an die meistbietende und an die sicherste Partei verkaufen. Egoistisch, lavirend und zweizüligig war daher jetzt, wie immer, die österreichische Politik. Sie glich dem Verfahren des Arztes, der in Anbetracht der gebrechlichen Constitution seines Kranken die Anwendung drastischer Mittel scheut und den Triumph seiner Kunst nicht in die Heilung, sondern in die Lebensverlängerung setzt. Sie glich auch darin dem Staate, dem sie angehört, daß sie, so gemischt wie dieser, die italienische List und Verstellungskunst unter der Maske deutscher Biederkeit und Gutmüthigkeit zu verstecken wußte. Und es traf sich, daß ein Mann an der Spitze der österreichischen Regierung stand, dessen einzige Tugend die war, durch und durch österreichisch zu sein. Der Charakter Metternich's bestand darin, daß er so ganz ohne Sinn und Gefühl für individuelle Sittlichkeit war, daß jene specifisch österreichische Politik vollkommen die Stelle der Moral bei ihm einnahm. Er war kein wahrhaft großer und er war kein ganz schlechter Mann. Die verwickelte Lage und die Gebrechlichkeit des österreichischen Staates war das Maas seiner Weisheit und Kühnheit: das Deficit seiner Sittlichkeit und Rechtlichkeit wurde gedeckt durch seinen Patriotismus. Er war vollkommen stumpf gegen jedwede idealere Forderung: er besaß die feinste Fühlung für die Bedürfnisse seines Landes. Er war jetzt, seit der russischen Katastrophe, schlechterdings entschlossen, sich um Treue und Glauben sowenig wie um die Interessen der deutschen Nation zu kümmern, sondern lediglich zu thun und zu lassen, was seinem Oesterreich, dem so hart mitgenommenen, nur eben in der Erholung begriffenen, gut thun möchte.

Wir kennen leider die Berichte nicht, welche Humboldt von Wien aus an seinen Hof sandte, und es fehlt uns damit das beste Mittel, uns über sein Benehmen und seine Wirksamkeit seit dem Januar 1813 ein genaues Urtheil zu bilden. Wir sind nichts desto weniger vollkommen überzeugt, daß Niemand, wer immer in Wien residirt hätte, im Stande gewesen wäre, das österreichische Cabinet früher, als es nun geschah, zum Beitritt zu bewegen; ja, es scheint uns vielmehr, daß Humboldt in mehr als Einer Beziehung vorzugsweise geeignet war, die den Allirten günstige Wendung der österreichischen Entschlüsse herbeiführen zu helfen. Eine heftige oder leidenschaftliche, eine harte oder spröde Natur würde sehr wenig am Platze gewesen sein. Mit Bestürmen und Zubringen würde schwerlich viel ausgerichtet, gewiß viel verdorben worden sein. Wer auf die Politik Oesterreich's einen wenn auch noch so leisen Einfluß ausüben wollte, mußte sich in die eigenthümliche Lage und Weise des österreichischen Staates hineingefunden haben, mußte vertraut mit dem Charakter und der Individualität Metternich's sein. Es war die Stärke Humboldt's, der Eigenthümlichkeit der Dinge und der Menschen gerecht zu werden. Durch seine Gesinnung und durch seine ideale Auffassung stand er im Vertrauen und in der Achtung von Stein: er hatte sich dessenungeachtet durch seinen weltmännischen Sinn und vermöge seines geselligen Humors auch mit Metternich auf den besten Fuß gesetzt. Er billigte von Herzen den Aufruf des Königs und er jubelte im Stillen über den Geist, der in seinen Landsleuten erwacht war; aber er wußte, daß Kaiser Franz einen Schander vor dieser neusten Form des Jacobinismus hatte, und daß es der Gipfel der Thorheit gewesen wäre, am Hofe zu Wien die Sprache des Lagers und Hofes von Kalisch und Breslau zu reden. Er wird ohne Zweifel sein Bestes gethan haben, das Wiener Cabinet über diesen eiglichen Punkt zu beruhigen. Schwerlich hätte er der Auffassung beige stimmt, welche den Verbündeten nach der Schlacht bei Rügen den Entschluß jener Sendung Scharnhorst's eingab. Das Erscheinen Scharnhorst's in Wien hätte Metternich's Plan, die Franzosen über die Absichten Oesterreich's völlig im Dunkeln zu lassen, gekreuzt; es hätte die Entwicklung zu Gunsten der Allirten eher verschüttet als befördert. Es ist bekannt, daß ein Wink Metternich's den Abgesandten zur Umkehr bewog: der uner-

müßliche Treiber war an seinem Ende, er kehrte nach Prag zurück, und bald hatte das edelste und festeste deutsche Herz, ein Herz voll Weisheit und Muth, zu schlagen aufgehört. Aber nicht bloß das Drängen Scharnhorst's, auch jede Einmischung von Seiten des regelmäßigen Gesandten hätte Oesterreich in den Augen Frankreich's compromittirt. Schon längst hatte Metternich alle sichtbaren Beziehungen und allen Verkehr mit Humboldt abgebrochen. Der preussische Gesandte spielte nur noch die passive Rolle, an dem großen Betrüge mitzuwirken, der so erfolgreich gegen den französischen Gesandten durchgeführt wurde. Er begnügte sich, zu beobachten, zu berichten und abzuwarten. Er täuschte sich wahrscheinlich, trotz aller Versicherungen Metternich's, auch darüber nicht, daß jener Betrug, unter Umständen, ebenso gut nach der anderen Seite gewandt werden könne. Er glaubte nicht an seinen Freund Metternich, allein er glaubte, trotz Metternich, an die Macht der Dinge, an den Genius Deutschland's und an das Glück der guten Sache.

Wenn seine Rechnung so war, so hatte er sich nicht verrechnet. Es war unmöglich, Napoleon auf die Dauer zu täuschen. Der Graf von Narbonne, welcher den früheren französischen Gesandten Otto in Wien ablöste, hatte bald das doppelte Spiel des österreichischen Ministers und die anti-französische Gesinnung der österreichischen Aristokratie durchschaut. Er benachrichtigte seinen Herrn von dem, was er gesehen und gehört hatte. Es stimmte mit dem überein, was diesem ungefähr gleichzeitig aufgefangene Depeschen der in Wien accreditirten Gesandten, darunter auch Humboldt's an den König von Preußen, verrathen hatten. Von diesem Augenblick an war der Unwille Napoleon's gegen Oesterreich der beste Verbündete Preußen's und Rußland's. Durch Napoleon selbst ward Oesterreich auf die Seite seiner Gegner, ward es endlich von der gehofften Vermittlerrolle in den Krieg gedrängt. Unvergessen ist dem Kaiser Franz jener Brief, in welchem er nach der Schlacht bei Lützen seinen kaiserlichen Schwiegersohn zum Frieden aufforderte, „nachdem eine erste Affaire die Leidenschaften abgekühlt und viele Trugbilder zertheilt habe.“ Frieden nun erst recht, aber ein Frieden, bei dem es selbst gewönne, war das mit den heißesten Anstrengungen verfolgte Ziel Oesterreich's. Um Frieden war es auch Napoleon zu thun; aber am wenigsten sollte dieser Frieden Oesterreich, über dessen Treu-

losigkeit er nunmehr enttäuscht war, zu gute kommen. Seine Absicht ging auf eine Einzelverständigung mit Kaiser Alexander. Er hielt die Hoffnung darauf fest, selbst als ein erster Versuch dazu völlig gescheitert war. Nur in dieser Hoffnung ging er endlich, nachdem er bei Buzen die Verbündeten zum zweiten Male geschlagen hatte, auf den österreichischen Vorschlag eines Waffenstillstandes und eines Friedenscongresses, ja sogar auf die von den Verbündeten gestellte Bedingung ein, daß die österreichische Vermittelung schlechterdings als Basis für diese Friedensverhandlungen gelten müsse.

Denn auf das Geschickteste hatte Oesterreich inzwischen bei den Verbündeten die Aussicht aufrecht zu erhalten gewußt, daß es zuletzt doch mit ihnen gemeinschaftliche Sache machen werde. Nur um Oesterreich entgegenzukommen, hatte man von dieser Seite eingewilligt, die kriegerischen Unternehmungen durch diplomatische Verhandlungen zu unterbrechen. Und Oesterreich, von Napoleon abgestoßen, schien in der That seinen Feinden Schritt für Schritt näher zu kommen. Kaiser Franz, von seinem Hofe und Ministerium begleitet, hatte am 1. Juni Wien verlassen und war seit dem 12. auf dem Schlosse zu Gitschin, dem russisch-preussischen Hauptquartier in Reichenbach bei Weitem näher als dem französischen in Dresden. Mit diesem Schritte änderte sich auch die Lage Humboldt's. Er hatte die Weisung erhalten, sich während der Abwesenheit des Kaisers und Metternich's von Wien in's Hauptquartier zu begeben.¹⁾ An demselben Tage wie der Kaiser verließ er die Hauptstadt und erschien in Reichenbach, um hier zunächst bei der Abschließung der Subsidienverträge mit England seine Hülfe zu leihen. Das eigentliche Hauptquartier aber der Diplomatie, der Centralpunkt aller großen Verhandlungen war Ratiborzitz, ein Lustschloß der Herzogin von Sagan. Hierher begab sich daher Humboldt von Reichenbach aus, in Begleitung des Staatskanzlers, zum Behuf einer Zusammenkunft mit Metternich. Die weitere Entwicklung des Verhältnisses Oesterreich's, das Ergebnis der Verhandlungen Metternich's mit Napoleon mußte abgewartet werden. In dieser abwartenden Situation ließ der Staatskanzler Humboldt in Ratiborzitz zurück. In

1) Vergl., auch für das Folgende, Humboldt an die Prinzessin Louise von Preußen, den 28. Juni 1813, bei Perz, III. 673.

vielen Betracht war diese Situation nicht ohne Annehmlichkeiten. Außer Humboldt hatte sich auch Genty hier niedergelassen, und Genty war gerade der Mann, um Alles, was in den Dingen selbst Peinliches lag, vergessen zu machen und für sich und Andre die vergnügliche Seite hervorzukehren. Auch Humboldt wußte es, wie Genty zu schätzen, daß man als Gast der Herzogin von Sagan besser als irgendwo sonst aufgehoben war. Es war ohne Zweifel höchlich interessant, in der Mitte von vier Höfen gleichsam einen eigenen Hof zu halten. Man empfing und man erwiderte die Besuche der höchsten Herrschaften; kein Tag verging ohne politische Neuigkeiten, ohne Gäste und Gastereien, ohne ein kaiserliches oder königliches Diner. Das Unsichere des allgemeinen Zustandes mußte nichts desto weniger von einem Manne wie Humboldt schwer empfunden werden. Seit der großen Wendung der Dinge, seit der Erhebung des preussischen Volkes hatte die lebendige Geschichte wieder einen neuen Reiz für ihn bekommen. Der Anblick eines für seine Unabhängigkeit begeisterten, zu jedem Opfer bereiten Volkes hatte auch ihn erhoben. Seine während zweier Jahre der mattesten diplomatischen Thätigkeit ziemlich blaß gewordene Theilnahme an den staatlichen und nationalen Angelegenheiten, hatte auf einmal wieder Farbe, und eine frischere Farbe bekommen, als selbst 1809 und 1810. Zu sehr aus kalter Pflicht, zu sehr aus idealer Höhe herab hatte er damals an der Restauration der Monarchie mitgearbeitet. Zu erhoben über die Noth der Zeit, hatte er, als Erzieher des Volkes, zu wenig herzliches und gemüthliches Eingehn in die Leiden desselben gezeigt. Seine Thätigkeit war die gediegenste und würdigste, aber sie war nicht eigentlich volksthümlich und specifisch national gewesen. Die Ideen, welche ihn geleitet, waren groß und trefflich, aber sie waren ein wenig zu klassisch, mehr antik als preussisch, mehr allgemein menschlich als populär gewesen. Ein Staatsmann war er gewesen, wie die Göthe und Schiller Poeten waren, — zu Perikleisch für einen preussischen Minister, wie jene zu Homerisch und Sophokleisch waren. Und viel zu tief lag ja das in seiner Bildung und Gesinnung begründet, als er je davon hätte loskommen können. Aber diesem Strom der Begeisterung, diesem wunderbaren Ausbruch patriotischer Empfindung, wie er jetzt zum Vorschein gekommen, dieser unmittelbaren Gewalt des Nationalgefühls war nicht zu widerstehen. Etwas

wenigstens von dem eigenthümlichen Pathos der Befreiungskriege drang ein in die Seele Humboldt's. Jene Worte: „An mein Volk“ klangen auch in ihm nach. Ein Volk, welches auf den Ruf seines angestammten Fürsten aufsteht, um seine Fesseln zu zerbrechen und seine Nationalität zu retten, das war ein Anblick, der auch ihn im Innersten ergriff. In der tiefsten Aufregung folgte Caroline von Humboldt der ungeheuren Bewegung, die die liebsten Menschen ihr von der Seite in Kampf und Gefahr hinwegriß, die, ach! den Dichter von Leier und Schwert allzufrüh die Süßigkeit und den Ruhm des Todes für's Vaterland kosten ließ. Hatte doch auf den Ruf zu den Waffen auch Theodor von Humboldt die Hochschule von Heidelberg wieder verlassen, um als Freiwilliger zur Armee zu gehn; schon hatte er dem Feinde gegenübergestanden und hatte Narben aufzuweisen, als er seinen Vater in Ratiborzitz aufsuchte. Es ziemte sich für den Jüngling, war die Meinung des Vaters, „an dem Kriege Antheil zu nehmen, der einmal sein und der Seinigen Dasein sichern soll.“¹⁾ Wie hätte er bei solcher Gesinnung nicht die Sorgen theilen sollen, welche bei dem Stillstand der kriegerischen Operationen und bei der Hinzögerung des Entschlusses Oesterreich's alle diejenigen erfüllten, die nur in kräftiger Fortführung des Kampfes Heil sahen? Längst stand er mit mehreren Mitgliedern der königlichen Familie in nahen Beziehungen. Seit der Königsberger Zeit waren diese Beziehungen sowie die Theilnahme an dem Schicksal des königlichen Hauses noch inniger geworden. Einen continuirten Briefwechsel unterhielt er namentlich mit der Fürstin Radziwill, Prinzessin Louise von Preußen, und gegen diese eröffnete er sich jetzt über seine Ansicht der Dinge. Wie gern möchte er das beunruhigende Dunkel zerstreuen können, welches die Zukunft verhülle, aber er sehe noch keinesweges klar über die bevorstehende Entwicklung. „Wohl glaube ich sagen zu können,“ fährt er fort, „daß die Dinge nicht eigentlich schlecht gehen werden; aber noch weniger wahrscheinlich ist es, daß sie wirklich gut gehen sollten, und eben das ist es, was mich, nach so schönen und edlen Anstrengungen, in Verzweiflung setzt. Ich irre mich vielleicht, aber mir scheint, daß der Zustand, der sich gegenwärtig ergeben wird, eine eiserne Mauer sein wird, die man

1) An Caroline von Wolzogen, a. a. D. S. 13.

nicht so leicht von Neuem wird durchbrechen können, und darum gerade zittre ich, daß er nicht auf hinreichend soliden Grundlagen zu Stande kommen dürfte.“ Er besorgte, man sieht es, daß die österreichische Vermittelung dennoch einen Frieden herbeiführen werde, und er besorgte, daß dieser Friede ein fauler Friede sein werde.

Noch wenige Wochen indeß, und es war ihm gestattet, an seinem Theil diese Befürchtungen vereiteln zu helfen. Eine bedingte Beitrittsversicherung war endlich in Reichenbach von Oesterreich erlangt worden; in Dresden hatte darauf Metternich dem französischen Kaiser selbst gegenübergestanden; das Bündniß zwischen Oesterreich und Frankreich war zerrissen; Oesterreich hatte freie Hand, zwischen den kriegführenden Parteien zu vermitteln, und in Prag sollte nach alle dem der letzte Versuch zu Herbeiführung des Friedens gemacht werden. Unter Verlängerung des Waffenstillstandes war der Termin zur Eröffnung des Prager Congresses zuletzt auf den 12. Juli angesetzt worden. Von französischer Seite wurden der Graf von Narbonne und Caulaincourt, Herzog von Vicenza, als Unterhändler erwartet. Rußland sollte durch den Staatsrath von Anstett, Preußen durch Humboldt vertreten werden. Beiden Bevollmächtigten war es ausdrücklich zur Pflicht gemacht worden, die ganze Würde ihrer Höfe aufrecht zu erhalten, und vollständig und gewissenhaft auch England's Interessen bei den Unterhandlungen wahrzunehmen.

Es war der seltsamste Congress, der vielleicht jemals Statt gefunden. Niemand, der in der Mitte des Juli nach Prag gekommen wäre, hätte gewahr werden können, daß hier das ungeheure Werk der Herstellung eines Friedens betrieben werde, der nach einem Menschenalter voll Krieg und Verwirrung, dem Welttheil die Ruhe wiedergeben sollte. Der einzige Caulaincourt, erschien mit dem ganzen Gepränge, wie es einem Bevollmächtigten Napoleon's und einem Großwürdenträger des Kaiserreichs anstehen mochte. Aber nicht vor dem 27. traf der Herzog in Prag ein; bis dahin war Alles still; man sah nur Anstett's und Humboldt's Wagen, und sah sie so ruhig durch die Stadt rollen, als ob es schlechterdings für Diplomaten in dieser Zeit nichts zu thun gäbe. Nur die junge und schöne Fürstin Esterhazy war von Wien hierhergekommen, und man erzählte sich, daß sie bestimmt sei, die Honneurs des Congresses zu machen. Ihre Abendgesellschaften und die Mittagsgesellschaften des

Fürsten Metternich sollten die einzige Gelegenheit sein, bei der sich die Gesandten sehen und sprechen würden: im Uebrigen werde es bei diesem Congreß keine Zusammenkünfte und keine Debatten geben. Es war so. Seltsam war das äußere Aussehn, viel seltsamer noch war das Wesen und der Verlauf dieses Congresses.

Keine der hier vertretenen Mächte war unbedingt dem Zustandekommen eines Friedens abgeneigt: jede wollte nur einen solchen Frieden, wie ihn jede der anderen unbedingt verabscheute. Napoleon, nach zwei gewonnenen Schlachten im Vortheil, hoffte und wünschte einen Frieden, der ihn im Besitz des größten Theils seiner Eroberungen ließe. Er dachte ihn zu erlangen, indem er vor Allem Rußland gewönne, und er war entschlossen, Rußland und Preußen lieber erhebliche Zugeständnisse zu machen, als auf die Bestrafung der perfide Oesterreich's Verzicht zu leisten. Oesterreich hinwiederum, den Anstrengungen und Unsicherheiten des Krieges aus hundert Gründen abgeneigt, hoffte und wünschte einen Frieden, bei dem es selbst zum Mindesten die illyrischen Provinzen wiedergewönne. Es lag ihm vor Allem daran, jedes ihm selbst ungünstige Uebereinkommen zwischen den Kämpfenden zu hintertreiben, und es war daher sorgfältig bedacht, seine vermittelnde Stellung in der umfassendsten Weise geltend zu machen und den Parteien jede Möglichkeit einer Unterhandlung ohne Zwischeninstanz zu entziehen. Auch die Verbündeten endlich waren sicherlich einem guten und ehrenvollen Frieden nicht abgeneigt. Aber wie sehr sie ihn gewünscht haben würden, sie waren weit entfernt, ihn zu hoffen. Sie fürchteten vielmehr einen schlechten. Weit mehr als auf Frieden war ihr Auge auf die Fortsetzung des Krieges und, für diesen Fall, auf die Erlangung der thätigen Mitwirkung Oesterreich's gerichtet. Dies lag ausgesprochen in der Instruction ihrer Bevollmächtigten. Dies war die persönliche Ansicht Humboldt's in vollkommener Uebereinstimmung mit der seines Collegen. Humboldt schrieb von Prag aus an die Prinzessin Louise ganz in demselben Sinne wie von Ratiborzig. Pünktlich, so berichtet er unter'm 21. Juli, sei er und Anstett an dem verabredeten Tage eingetroffen; französischer Seits jedoch sei nur erst Narbonne, und zwar bis jetzt ohne Vollmacht und Instruction, zugegen. Das zeuge nicht eben von dem Verlangen, Frieden zu schließen. „Wir andrerseits,“ fährt er fort, „hätten gewiß nichts dagegen, daß ein Frieden zu Stande

käme, allein ein Arrangement, das uns nicht sichere Garantien seiner Dauer gäbe, würde doppelt vom Uebel sein und würde alle unsre Leiden verschlimmern; daß wir aber zu einem wirklich guten gelangen könnten, das halte ich, seit ich hier bin, noch weniger für wahrscheinlich, als früher.“ Gerade deshalb aber gesteht er, guten Muths zu sein, wie wenig angenehm auch seine augenblickliche Lage sei. „Denn ich schmeichle mir,“ fährt er fort, „daß wir hier nichts verderben werden, sondern daß im Gegentheil, wenn die Feindseligkeiten, wie es nur zu wahrscheinlich ist, wieder aufgenommen werden müssen, die Verbündeten durch die Hülfe werden verstärkt sein, die man im Publicum so lange schon erwartet. Eure Hoheit hat vielleicht schon gefunden, daß ich immer zu sehr an einen glücklichen Ausgang der Krisis glaube, in der wir uns befinden. Allein wenn ich die gerechteste Sache sehe, eine Nation, die bereit ist, zu den schon gebrachten Opfern neue hinzuzufügen, eine Armee, die sich die allgemeine Bewunderung erworben hat und welche vor Eifer brennt, den Kampf zu erneuern, endlich materielle Streitkräfte, wie sie vielleicht noch nie vereint waren, so kann ich unmöglich verzweifeln. In einer solchen Lage der Dinge würde, scheint mir, das einzige wahre und nicht wieder gut zu machende Unglück das sein, wenn man einen Zustand der Dinge unterzeichnete, welcher, unglücklich an sich, beinahe selbst die Möglichkeit, jemals zu einem befriedigenderen zu gelangen, zerstörte.“

War dies die Ansicht und Gesinnung des preussischen Bevollmächtigten, so war durch die gegenseitige Stellung aller Betheiligten dafür gesorgt, daß seine Hoffnungen in Erfüllung gehen mußten. Eine Einrichtung sofort wurde getroffen, welche gleich sehr dem Interesse Oesterreich's wie dem Interesse der Verbündeten entsprach. Es war eine zwischen Metternich, Humboldt und Anstett abgekartete Sache, daß alle Verhandlungen zwischen den Bevollmächtigten der Verbündeten und denen Napoleon's lediglich schriftlich und durch die Vermittelung Oesterreich's zu führen seien. In dieser Formalität präcisirte sich die Auffassung, welche alle Theile von dem vorliegenden Unterhandlungsgeschäft mitbrachten: die Begierde Oesterreich's, die Entscheidung in der Hand zu behalten, die Sympathien der Verbündeten für Oesterreich, ihr Mißtrauen gegen Frankreich. An dieser Formalität, folgerichtig, zerschlug sich das Friedenswerk und entschied

sich der Beitritt Oesterreich's. Lächerlich genug war der Vorschlag, in solcher Weise zu verhandeln, von Metternich durch den Zweck größerer Beschleunigung des Geschäftes motivirt. Gleichviel indeß: der preußische und russische Bevollmächtigte erklärten ihre Zustimmung, und Humboldt benutzte überdies diese Motivirung, auf das verspätete Erscheinen Caulaincourt's hinzudeuten und die Schuld der Verzögerung und Erschwerung des Friedensgeschäftes im Voraus von seinem Hofe auf den französischen hinüberzuwenden. Schon dieser erste Vorgang, so scheint es, enttäuschte die Franzosen vollständig über die Gesinnungen der Verbündeten. Hatte Napoleon die Hoffnung gehegt, sich mit Kaiser Alexander verständigen zu können, so hatte ihn hiervon außerdem noch ein anderer Umstand abbringen müssen. Kaiser Alexander hatte Anstett nach Prag geschickt, und Anstett, ein geborner Elsässer und Unterthan Frankreich's, war in den Augen der Franzosen ein Ueberläufer. Die Wahl eines solchen Unterhändlers war an sich eine Beleidigung, und sie ward als solche empfunden. Zu der Erbitterung gegen Oesterreich gesellte sich daher bei Napoleon Erbitterung gegen Rußland. Schwerlich zwar konnte er auch nur einen Augenblick daran denken, es nunmehr mit Preußen zu versuchen: allein die Note, mit welcher endlich am 6. August, nach Einholung neuer Instructionen, die französischen Bevollmächtigten antworteten, enthielt in der Hauptsache nur Zweierlei: Vorwürfe gegen Oesterreich und Insulten gegen Anstett. Hatten die Verbündeten mit Recht aus der Unpünktlichkeit der Franzosen geschlossen, daß es Napoleon mit dem Frieden nur halber Ernst sei, so folgerten die Franzosen mit gleichem Rechte aus dem von Metternich unter Zustimmung Rußlands und Preußens gemachten Vorschlag, daß alle drei Mächte den Abschluß des Friedens eher zu erschweren als zu befördern gewillt seien. Sie beschuldigten Oesterreich, daß es die Rolle eines unparteiischen Vermittlers, über die man übereingekommen, nicht eben innezuhalten scheine. Rußland, sagten sie, indem sie das Verhalten Preußens völlig mit Stillschweigen übergingen, habe zu erkennen gegeben, daß es die Eröffnung der Friedensunterhandlungen lediglich als ein Mittel betrachte, Oesterreich zu compromittiren und die Leiden des Krieges noch weiter auszudehnen." Sie erklärten sich endlich, nach einer unwiderleglichen Kritik des vorgeschlagenen Unterhandlungsmodus, nichts

desto weniger auf denselben einzugehen bereit, sofern nur die mündliche Unterhandlung in Conferenzen dadurch nicht ausgeschlossen sei. Wollte der russische Bevollmächtigte, so fügten sie boshafter Weise hinzu, seinerseits dabei verharren, den Frieden zu unterhandeln, ohne den Mund aufzuthun, so solle es ihm für seine Person freistehn, nur durch Noten die Ansicht seines Hofes kundzugeben. So gereizter Sprache gegenüber war es leicht, auf dem Papiere Ruhe und Würde zu bewahren. Ruhig und würdig, dabei doch kräftig und entschieden protestirte Anstatt gegen die gehässigen Insinuationen und Angriffe der französischen Note, gab den Vorwurf, den Frieden nicht zu wollen, zurück, und erklärte natürlich, daß er bei der von Metternich proponirten Form der Verhandlungen einfach verharren müsse. Eine günstigere Position aber konnte es nicht geben, als die, in welche sich jetzt Humboldt gestellt sah. Er hatte den unermesslichen Vortheil voraus, daß der Gegenpart ihm eine Rücksicht auf Kosten Rußlands und Oesterreichs erwiesen hatte, die er schnöde abzulehnen entschlossen war. Man sieht, dünkt uns, der Humboldt'schen Erwiderungsnote vom 7. August, mit ihrem sicheren und energischen Ton das Vergnügen an, das es dem Diplomaten verursachte, mit Einem Schläge den Gegner zurückweisen und die Freunde sich näher verbinden zu können. Der gemischte Unterhandlungsmodus wird natürlich auch von ihm verschmäht. Der französischen Kritik der Form eines bloßen Notenwechsels und den aus diesem Vorschlag hergenommenen Vorwürfen setzt er natürlich lediglich Gegenvorwürfe entgegen. Die Franzosen, heißt es von Neuem, seien die Verzögerer; an ihrem üblen Willen scheiterte das Friedenswerk: — „Europa und die Nachwelt werden urtheilen, welche der beiden Parteien sich dem raschen Zustandekommen desselben widersetzt hat.“ Aber er beeilt sich vor Allem, den Versuch, Preußen und Rußland auseinanderzuhalten, den Versuch, jenem durch Beschimpfung dieses zu schmeicheln, durch die nachdrücklichsten Wendungen zu vereiteln. „Obgleich die Note der französischen Bevollmächtigten sich anstellt, als ob sie ausschließlich das Benehmen und die Ansichten des russischen Hofes rüge (ein Anstellen, welches bis auf die Minister der beiden Höfe ausgedehnt wird), während der Gang Preußens und Rußlands, sowie der ihrer beiderseitigen Unterhändler fortwährend die vollkommenste Uebereinstimmung gezeigt hat, — so hat

der Unterzeichnete nicht nöthig, zu sagen, daß der König, sein Herr, nur um desto empfindlicher von der Stelle berührt werden wird, die sich auf seinen erhabenen Verbündeten bezieht und die es unmöglich wäre, mit den Benennungen zu charakterisiren, die sie verdient. Darauf zu antworten, wäre wider alle Würde.“ Und ebenso wie Rußland wird endlich die vermittelnde Macht in den wärmsten und anerkanntesten Ausdrücken in Schutz genommen. Mit Einem Worte: es wird schon jetzt mit Frankreich wie mit einer feindlichen, nicht zu versöhnenden, von Oesterreich wie von einer befreundeten und verbündeten Macht gesprochen.

Mit diesem Notenwechsel, offenbar, war es entschieden, daß der Prager Congreß nicht den Frieden zum Ergebniß haben werde. Denn enthielten sich nun auch die französischen Bevollmächtigten in ihrer Note vom 9. August alles Eingehens auf die Proteste und Recriminationen der Allirten, so war es doch immer nur erst die Formfrage, die sie von Neuem zu erörtern gezwungen waren, und der 9. August war der letzte Tag vor dem Ablauf des Waffenstillstandes. Humboldt war höchlich zufrieden, in seiner Antwort alle weiteren Debatten über diese Frage durch Ein Argument, — durch den Hinweis auf das Datum ablehnen zu können, an welchem er schreibe. Die Erfindung einer Congreßform, bei der man unterhandelte, ohne sich zu kennen, zu sehen und zu sprechen, hatte sich bewährt. Erst durch ihre Unpünktlichkeit, dann durch ihre Gereiztheit waren die Franzosen den Absichten der Allirten zu Hülfe gekommen. Die geschickte Benützung beider Umstände durch Anstett und Humboldt hatte die Gefahr eines Friedens nach dem Wunsche Napoleon's oder eines Friedens nach dem Wunsche Metternich's vereitelt. Das Andre freilich, was es zu erlangen galt, war der Beitritt Oesterreich's, und eine zweite Gefahr lag in einer möglichen Verständigung Oesterreich's mit Frankreich hinter dem Rücken des Congresses. Es ist bekannt, daß diese Gefahr bis zum letzten Augenblicke über Deutschland schwebte. Von Rußland und Preußen zurückgestoßen, überwand sich Napoleon, noch einmal mit Metternich anzuknüpfen. Noch zwischen dem 6. und 10. August gab sich Caulaincourt alle Mühe, ein Verständniß mit diesem herbeizuführen. Auch diese Vorgänge wußte oder ahnte Humboldt. Noch fünf Tage vor dem Ablauf des Waffenstillstandes hatte er keine Meinung darüber, ob Oesterreich

sich schlagen werde oder nicht. Noch als er, um Mitternacht am 10. August, die Note unterzeichnete, in der er seine Vollmacht für erloschen erklärte, als schon die Feuerzeichen flammten, die das Hauptquartier von dem Abbruch der Unterhandlungen in Kenntniß setzten, hielt er sich der österreichischen Entschliefung nicht vollkommen sicher. Noch in dieser Schlußnote hatte er die Complimente an die vermittelnde Macht nicht gespart. Es wird erzählt, daß er sich nicht eher beruhigt und seine Mission für vollendet angesehen habe, als bis die österreichische Kriegserklärung, unterzeichnet und versiegelt, die Kanzlei des Ministers verlassen habe.¹⁾

Mit Recht hob Stein in einem bekannten Briefe an Münster den Antheil hervor, welchen Humboldt nebst Anstett an dem Verdienste gebühren, den Beitritt Oesterreich's endlich herbeigeführt zu haben. Es war nach der Katastrophe in Rußland und nach der Erhebung Preußens das wichtigste Ereigniß, es war die letzte Bürgschaft für das Gelingen des großen Befreiungskampfes. Auch bei seinem Monarchen fand das Benehmen Humboldt's volle Anerkennung. Noch in Prag empfing er aus der Hand desselben das Zeichen des eisernen Kreuzes, — die einzige Ordensauszeichnung, wie er an die Prinzessin Louise schrieb,²⁾ die er zu besitzen den Ehrgeiz gehabt hatte. Wohl mochten die Wiener aus diesem edlen Symbol einen Gegenstand des Cultus machen; wohl mochten die Frauen am Wiener Hofe es küssen; denn das Herz, welches darunter schlug, war nicht minder der großen vaterländischen Angelegenheit ergeben, als die Herzen derer, die unter demselben Zeichen im Felde den Sieg oder den Tod suchten.

Nach Wien aber war Humboldt von Prag aus gegangen, unmittelbar nachdem auch die Monarchen sich von hier aus zu ihren Armeen begeben hatten.³⁾ Er hatte von den Seinigen Abschied zu nehmen und sich auf eine längere Abwesenheit einzurichten. Seine

1) Soviel wird von der bekannten Hippel'schen Erzählung stehen bleiben dürfen, deren Ungenauigkeit schon Schlesier (II. 234) hervorhebt. Die obige Darstellung des Prager Congresses hat sich vorzugsweise an die officiellen Actenstücke gehalten.

2) Perz, III. 678; vergl. ebendas. S. 682.

3) An die Prinzessin Louise, Perz III. 678, wodurch Schlesier's Angabe (II. 234) berichtigt wird.

bewährten Dienste sollten ferner so viel wie möglich benutzt werden. Er selbst, durch die Ereignisse getragen, durch den Erfolg seiner Thätigkeit befriedigt, begann dieselbe mit anderen Augen anzusehn und war gefaßt darauf, nicht sobald, wie er wohl früher gedacht, die diplomatische Laufbahn wieder zu verlassen. Nach einem nur achttägigen Aufenthalt in Wien war er schon am 1. September wieder in Prag, welches er indeß nur berührte, um sich in's Hauptquartier nach Teplitz zu begeben. Es gab hier vollauf zu thun; denn der Gang der Kriegseignisse war so gewesen, daß die Diplomatie mit der Sorge für die zukünftige Ordnung der Dinge nicht hinter den Thaten der Feldherrn zurückbleiben durfte. Der gescheiterte Angriff des großen böhmischen Heeres auf Dresden war schon durch Vandamme's Niederlage bei Culm in Vergessenheit gebracht. Siegesbotschaften trafen von der schlesischen wie von der Nordarmee ein. Dort hatte Blücher den großen Sieg an der Katzbach erfochten; hier hatte Bülow die französischen Marschälle erst bei Großbeeren, dann, und glänzender, bei Dennewitz geschlagen. Unter dem Eindruck dieser Siege ward zunächst Oesterreich durch den Vertrag vom 9. September vollständiger in die antinapoleonische Allianz hineingezogen. Ohne Zweifel unter lebendiger Mitwirkung Humboldt's, der jetzt im engsten Vertrauen Hardenberg's und in der vollen Gunst seines Königs stand. Der Teplitzer Vertrag freilich war nicht mehr in dem Geiste des Vertrages von Kalisch gefaßt. Die österreichische Hülfe war durch einen Waffenstillstand und durch einen Friedenscongreß noch nicht theuer genug bezahlt; sie mußte jetzt und fortwährend durch Concessionen an die furchtsame, matte und eigensüchtige Politik Metternich's bezahlt werden. Der Rheinbund sollte zwar aufgelöst werden, aber die verrätherischen Fürsten sollten auch nach ihrer Befreiung von dem Joch, das sie so willig getragen, nicht aufhören, souveraine deutsche Fürsten zu sein. Vergebens stemmte sich Stein gegen diese Politik der Nachgiebigkeit und der schwachmüthigen Rücksichten, durch die er mit Recht die zukünftige einheitliche Gestaltung Deutschlands gefährdet sah, und machte sich durch Ausfälle gegen die flache Schlaueit und den kalten Egoismus des österreichischen Ministers Luft. Daß ein Theil der Schuld an den schwächeren Bestimmungen der Teplitzer Verträge auf Humboldt fielen, ist wenig wahrscheinlich. Gewiß we-

nigstens ist, daß er in Beziehung auf die deutschen Angelegenheiten im Wesentlichen mit Stein einverstanden und unermüdet mit diesem für dieselben thätig war. Er war und blieb der gute Kamerad Metternich's. Wie er in Prag allabendlich dessen Haus besuchte und nächtlich mit ihm und Geng durch die schlechtgeplasterten Straßen herumgezogen war, so verkehrte er auch in Teplitz täglich mehrere Stunden mit dem österreichischen Minister und setzte brieflich den Verkehr mit dessen in Prag zurückgebliebenem Schatten fort. Er schloß sich außerdem, unter den Mitgliedern der diplomatischen Gesellschaft, vor Allem an Lord Aberdeen an, mit dem ihn die Liebe zu Kunst und Wissenschaft, sowie die Kenntniß der griechischen Literatur verband. Derjenige jedoch, an den er sich in politischen Dingen vorzugsweise hielt, war kein Anderer als Stein. Er war in Prag zu der Familie desselben in das engste Verhältniß getreten. Die Gefühle von Achtung und Zuneigung, die er gegen ihn selbst schon längst empfunden, konnten sich nur steigern, seit ihm vergönnt war, sich täglich von dem großen Blick, den reinen Absichten und dem hohen Willen des Mannes zu überzeugen. Der Moment, den er sich früher herbeigewünscht hatte, mit und unter Stein wirken zu können, war nun gekommen. Nicht in Allem zwar konnte er ihn beipflichten. Wenn Stein von Kaiser und Reich sprach, so stimmte Humboldt schon jetzt, wie später, mit Hardenberg aus spezifisch-preussischen Gründen dagegen. Er war dagegen vollkommen einverstanden, daß ein festes Band in Zukunft die deutschen Staaten zusammenhalten müsse, daß die Willkür, die bisher in denselben regiert, nicht besser als durch die Einführung von Repräsentativverfassungen gehemmt werden könne, daß gerade jetzt der geeignete Zeitpunkt sei, derartige Bestimmungen durch einen einträchtigen Entschluß der vier Mächte im Voraus zu sanctioniren. Entwürfe zu einer festen Bundesverfassung der deutschen Staaten wurden gemeinschaftlich von Humboldt und Stein ausgearbeitet. Es fehlte leider dem österreichischen Kabinet an dem guten, allen Uebrigen an dem raschen Willen, sie anzunehmen. Im Drange der Ereignisse fielen diese Entwürfe zu Boden und vage und ungenügende Verabredungen traten an deren Stelle. Genug indeß, wenn durch ein zweckmäßiges Provisorium die richtigen Grundsätze allererst in Kraft träten und eine nützliche Präcedenz für das künftige Definitivum gewonnen würde. Es handelte

sich um die vorläufige Verwaltung der von den Verbündeten zu erobernden Länder, sowie darum, dieselben zur Theilnahme am Kriege heranzuziehn. In häufigen Besprechungen wurde diese Angelegenheit zwischen Humboldt und Stein erwogen. Beide kamen überein, daß die zu besetzenden Länder einer einheitlichen Centralverwaltung unterworfen werden müßten, deren Chef zwar unter der Gesamtheit der vier Mächte stehn, übrigens aber nach einer möglichst weiten Vollmacht unter seiner eignen Verantwortlichkeit handeln sollte. Unbedingt müsse sich der Wirkungskreis dieser Behörde über alle diejenigen, im Laufe des Krieges einzunehmenden Länder erstrecken, welche für den Augenblick herrenlos oder deren Herren dem Bunde gegen den gemeinsamen Feind nicht beigetreten sein würden. Durch besondere Verträge möge bestimmt werden, wie weit sich die Centralbehörde in die Regierung auch derjenigen Länder einzumischen habe, deren Fürsten dem Bunde beiträten: auf alle Fälle werde auch diesen Fürsten ein Agent der Centralbehörde beizuordnen sein. Man sieht es: die Centralbehörde so stark wie möglich zu machen, den gemeinsamen Zweck so wenig wie möglich durch weichliche Schonung der Abtrünnigen gefährden zu lassen, das waren die leitenden Principien für diese Bestimmungen. Noch andere Principien indeß wurden von den beiden Staatsmännern in's Auge gefaßt. Eben diejenigen, die in dem Manifest von Kalisch und in dem Aufruf von Breslau einen Ausdruck gefunden hatten. Sie betrachteten diesen Krieg als einen Nationalkrieg. Sie waren der Ansicht, daß jetzt und in Zukunft in Deutschland nicht anders als unter lebendiger Mitbetheiligung des Volkes regiert werden dürfe. Sie kamen daher überein, daß die von dem Chef der Centralverwaltung zu ernennenden Gouverneure allenthalben wo Landstände vorhanden wären, vermittelst dieser wirken und daß sie überall das Volk zu thätiger Hilfsleistung für die große Sache der Befreiung in Bewegung setzen müßten. Humboldt faßte das Resultat aller dieser Besprechungen in einen Entwurf zusammen. Stein wurde unmittelbar nach der Schlacht bei Leipzig mit der Leitung dieser Centralverwaltung beauftragt. Wiederum indeß war es der Einfluß der österreichischen Politik, welcher den Plan wie die Ausführung dieser großen Maaßregel durchkreuzte. Die demokratischen Bestimmungen des Humboldt'schen Entwurfes über die Mitwirkung des Volkes und der Stände wurden gestrichen. Allein damit

nicht genug. Hatte Oesterreich schon vor der Leipziger Schlacht dem rheinbündnerischen Bayern eine schmäbliche Amnestie bewilligt, so entzog es nach jener Schlacht auch den König von Württemberg der verdienten Bestrafung, sowie sein Land dem Einfluß der Centralverwaltung. Der Kreis unsicherer Bundesgenossen erweiterte sich. Die österreichische Partei verstärkte sich. Allzufrüh wurden die alten Hindernisse eines Rechtszustandes in Deutschland von Neuem befestigt. Der Wirkungskreis der von Stein und Humboldt projectirten Centralverwaltung verengte sich zugleich mit der Macht und Autorität derselben. Der Vertrag von Ried und der von Fulda hatte die vorläufige Verwaltung der Rheinbündländer durch die Verbündeten thatsächlich zur Unmöglichkeit gemacht. Das Einzige, was sich nach diesen Vorgängen erreichen ließ, war die Annahme einer gemeinsamen Form für die Beitrittsverträge mit den übrigen Fürsten des Rheinbundes.¹⁾

Eben dies war das Geschäft, welches Humboldt erwartete, als er Anfang November mit dem Hauptquartier in Frankfurt angelangt war. Er war diesem vor und nach der Leipziger Schlacht beständig gefolgt, und er hatte die schöne Zeit, die man in Weimar verbrachte, seinerseits zum Verkehr mit Göthe benutzt. Solcher Muße folgte jetzt ein um so ärgerer Geschäftsdrang. Der Lohn, welchen die Fürsten von Bayern und Württemberg für ihre Treulosigkeit und Mißregierung aus der Hand Oesterreich's empfangen hatten, machte auch die übrigen Schützlinge Napoleon's künftern. Sie selbst und ihre Minister erschienen zu Hauf in Frankfurt. Wetteifernd sagten sie sich los von ihrem ehemaligen Protector, wetteifernd suchten sie um den niedrigsten Preis die günstigsten Bedingungen zu erlangen. Humboldt war es vorzugsweise, der die ganze Last der hieraus sich ergebenden Unterhandlungen zu tragen hatte. Denn obgleich ihm zur Führung derselben von Seiten Oesterreich's Binder und von Seiten Rußlands Anstett beigeordnet worden waren, so war er doch bekannter als Beide. Tag und Nacht wurde er belagert. Zahllose Forderungen, die nicht bewilligt werden konnten, zahllose Klagen,

1) Das Thatsächliche der obigen Darstellung fast ausschließlich nach Perz, Band III.

die nicht erledigt werden konnten, wurden in zahllosen Conferenzen durchgesprochen. Ein Glück noch, daß er bei aller ernstern Theilnahme an den Dingen, auch den Humor derselben zu schmecken verstand. Er sei, hatte früher wohl Körner von ihm zu sagen gepflegt, „zu Schimpf und Ernst“ zu gebrauchen. Niemals war Schimpf und Ernst so dicht bei einander, wie in diesem Bettelaufzug der Rheinbundfürsten. Dalberg's mitleidswürdige Gestalt kam glücklicher Weise seinem philosophischen Freunde nicht vor Augen; der Primas hatte es für gerathener gehalten, sich aus dem Staube zu machen. Die Komödie war darum nicht weniger vollständig. „Wir haben,“ schrieb Humboldt an die Prinzessin Louise, „die köstlichsten Figuren von Bevollmächtigten zu sehen bekommen und haben die allerlächerlichsten Auftritte gehabt.“ Man beschuldige ihn, fügt er hinzu, daß er von Allem nur die unterhaltende Seite für sich nehme: „aber Eure Hoheit weiß zu gut, daß mir die Dinge darum nicht weniger am Herzen liegen; es ist nur unmöglich, daß man nicht zuweilen auch Bemerkungen von etwas heitrerer Art machen sollte.“¹⁾

Frankfurt blieb noch bis tief in den December der Sitz des Hauptquartiers. Abermals waren es die Interessen des Staates und Hauses Habsburg, die sich mit bleierner Schwere an die Unternehmungen der Verbündeten anhängen. Für Oesterreich waren die Schlachten, die es mitgeschlagen, nichts Anderes als Noten zur Friedensunterhandlung, die es, des größeren Nachdrucks wegen, mit Blut geschrieben hatte. Der von Haß und Nachgefühl durchglühnten Begeisterung der Völker bediente es sich, nicht ohne Mißtrauen und Besorgniß, als eines diplomatischen Apparates. Es rechnete längst, daß nicht die nationale Bewegung alle Dämme altgewohnter Ordnung durchfluthen und mit der fremden zugleich die heimisch-patriarchalische Tyrannei hinwegspülen möchte. Bei Zeiten daher hatte es sich nach Bürgschaften gegen diese Gefahr umgesehen und hatte zweien deutschen Fürsten, von denen Einer der verhärtetste und schaamloseste der Tyrannen war, im Voraus die Hand gegen ihre Unterthanen frei gemacht. Es sah ungern den überwiegenden Einfluß, welchen sich Rußland durch seine Befreierrolle in Deutschland

1) Perz, III. 700.

verschaffen mußte, und fand, daß ein übermächtiger Staat im Osten ihm selbst viel bedrohlicher sei, als ein übermächtiges Frankreich. Es blickte scheel auf den Kriegsruhm, auf die jugendliche Kraft und Reckheit Preußens. Es wollte Napoleon, den Friedensstörer und Eroberer, aber es wollte nicht Napoleon, den Kaiser und den Gemahl von Marie Louise bekriegen. Wie es sich daher am spätesten zum Kriege entschlossen hatte, so sprach es am ersten wieder von Frieden. Schon in Weimar war der in Prag zerrissene Faden der Unterhandlungen von Metternich wieder aufgenommen worden. In Frankfurt wurden dieselben ernstlicher fortgeführt. Das Gebiet der Republik, Frankreich, begrenzt vom Rhein und den Alpen, das waren die Bedingungen, unter denen Napoleon von Metternich und den übrigen Diplomaten durch einen raschen Entschluß im November den Frieden und die Fortdauer seiner Herrschaft hätte erhandeln können. Aber nicht Alle, die im Hauptquartier eine Stimme hatten, waren nach so großen Erfolgen so unermesslich bescheiden, nicht Alle so gutmüthig und so österreichisch. Nicht Stein insbesondere und nicht die Blücher und Gneisenau. Die drohende und trotzige Haltung des Besiegten bewies deutlich genug, daß man den Frieden nur jenseits der Grenzen Frankreich's dictiren dürfe. Stein und Alexander, die Feldherrn und die Preußen trugen es davon. Am ersten December war die Fortsetzung des Krieges beschlossen, und in langgedehnter Linie rückten die Heeresmassen der Verbündeten gegen die feindlichen Grenzen vor.

Vom Einbruch in Frankreich indeß war noch weit bis zur Eroberung der Hauptstadt und bis zum Sturze Napoleon's. Daß man nur hierbei enden dürfe, war die Meinung des preussischen Heers und seiner Führer, die Meinung Stein's und seines kaiserlichen Freundes. Die Metternich und Castlereagh, die Hardenberg und Nesselrode hatten keinen andren Gedanken, als den, durch die Besetzung eines Theils von Frankreich, den unnachgiebigen Uebermuth des Feindes um so sichrer zu brechen. Ebenso waren auch die Gedanken Humboldt's, während er dem Hauptquartier über Freiburg und Basel bis nach Langres folgte. Es ist wahrscheinlich, daß er auch in Frankfurt nur zu den Ueberredeten gehörte. Es ist gewiß, daß er auch jetzt nicht glaubte, daß ihn die Siege Blücher's bis

nach Paris führen würden. „Wenn wirklich,“ schrieb er von Freiburg aus an seine fürstliche Gönnerin, „wenn wirklich unsre Armeen eine gute Strecke in Frankreich vordringen, so muß der Kaiser Napoleon mächtige Gründe haben, den Frieden zu suchen, und sollte er sich gegen die Stimme der Vernunft verstocken, so könnte er vielleicht seinen Thron selbst durch innere Bewegungen erschüttert sehen.“¹⁾

Aus Ansichten wie diese, vor Allem durch Metternich's Betreiben, kam es Anfang Februar, mitten unter dem Lärm der Waffen zu dem Friedenscongreß von Chatillon. Wieder wie in Prag erschien Humboldt als preussischer Bevollmächtigter auf demselben. Schon dort hatte die Macht der Dinge der diplomatischen Klugheit nur einen verhältnißmäßig geringen Antheil an der Entscheidung gelassen. Hier vollends hatte die Diplomatie wenig, der Einzelne nichts in der Hand. Ganz anders zwar schien die Stellung Caulaincourt's, des französischen Unterhändlers zu sein. Sie bildete einen vollen Contrast zu der Stellung der Bevollmächtigten Oesterreich's, Preußen's, Rußland's und England's. Ein Einzelner stand er gegen Viele. Der Bevollmächtigte des eigenwilligsten Herrschers, war er angewiesen, nach eignem Ermessen zu unterhandeln. Anfangs ohne alle, weiterhin nur mit den vagsten Instructionen versehen, war er genöthigt, seine ganze Rolle zu extemporiren. Nach einem festen, nach Form und Inhalt verabredeten Programm handelten Humboldt und seine Collegen. Ihre Rolle war ihnen fertig mitgegeben. Was sie thaten, thaten sie als Ein Körper; was sie sprachen, war wie aus Einem Munde gesprochen. Nichts desto weniger stand die Lösung der großen Frage so wenig bei Caulaincourt wie bei einem Einzelnen der ihm gegenübergestellten Diplomaten. Sie stand überhaupt nicht bei dem Congresse. Napoleon war nicht gemeint, einen Frieden auf anderen als den Frankfurter Grundlagen anzunehmen. Die Verbündeten waren nicht gemeint, ihm mehr als das Frankreich der Bourbonen zu bewilligen. Die ganze Unterhandlung beruhte auf dem Glauben Metternich's, daß Napoleon lieber aufhören werde, Napoleon, als Kaiser von Frankreich zu sein, und auf der Hoffnung Napoleon's, daß Oesterreich, um ihn auf

1) Perz, III. 701.

dem Throne zu erhalten, ihm auch die Eroberungen der Republik werde erhalten wollen. Daher unterstützte Metternich auf dem Congresse die demüthigenden Forderungen der übrigen Allirten, während die Schwarzenberg'sche Armee durch ihre Unthätigkeit und ihre Rückzugsbewegungen zu Gunsten des kaiserlichen Schwiegersohnes diplomatisirte. Daher gestattete Napoleon seinem Minister in Chatillon, bis dicht an die Bedingungen der Allirten heranzugehn, während er im Felde seine ganze Kraft aufbot, jene Bedingungen zu Nichte zu machen. So kam es, daß die Entscheidung sich auf das Schlachtfeld verlegte. Napoleon sollte Recht behalten, daß das bourbonische Frankreich nicht sein Frankreich sei. Die Stein und Blücher sollten Recht behalten, daß nur der Sturz des Usurpators zum Frieden führe. In dem Momente, wo die Waffen der Verbündeten am meisten im Nachtheil waren, kehrte ihre Politik entschiedener als je zu den strengsten Forderungen an den gemeinsamen Feind zurück. Der Vertrag von Chaumont brachte Einigkeit in ihre Entschlüsse, Nachdruck in ihre Kriegsführung. In dem Momente, umgekehrt, wo sich in Folge dessen das Schlachtenglück von Napoleon am meisten abgewandt hatte, führte Caulaincourt auf dem Congresse die kühnste Sprache. Mit der Verwerfung seines am 15. März auf die Forderungen der Verbündeten eingereichten Gegenentwurfes zerschlug sich folgerecht jede Unterhandlung. Die Bevollmächtigten erklärten ihre Vollmacht für erloschen, und das Manifest von Bitry¹⁾ unterrichtete Frankreich und Europa von dem einmüthigen Entschluß der Mächte, mit bewaffneter Hand fortan den Frieden zu erzwingen, der von Napoleon, und auf dem Wege der Unterhandlung, nicht zu erlangen gewesen sei.

In Paris selbst dictirten endlich die Mächte diesen Frieden. Nach einem letzten blutigen Kampfe unter den Thoren der Stadt, war dieselbe zur Capitulation gezwungen. Schon am 31. März hielten die Monarchen an der Spitze ihrer siegreichen Heere ihren

1) Die Vermuthung, welche Schlesier (II. 243) fallen läßt, daß dies Manifest möglicherweise aus Humboldt's Feder geflossen sei, können wir nicht theilen. Dasselbe ist, hauptsächlich für Frankreich bestimmt, in einem so französischen Tone, einem so colorirten und declamatorischen Stile gehalten, wie Humboldt nie etwas geschrieben hat, noch zu schreiben im Stande war.

Einzug. Napoleon hatte aufgehört zu regieren: seine Abdication und die Herstellung der Bourbonen war Eins. Man gab Frankreich seiner alten Dynastie, den Bourbonen das alte Frankreich zurück. Schwieriger war die Vertheilung der eroberten Länder unter die Sieger. Preußen den ihm gebührenden Antheil zu sichern, war die Sache Hardenberg's und Humboldt's. Leider indeß ist das Ergebniß dieser Unterhandlungen bekannter als der Gang derselben. Ueber Humboldt's Thätigkeit insbesondre, über seine Ansichten, wie über das Maaß seines Einflusses sind wir so gut wie völlig im Dunkeln. Seine Rastlosigkeit und Arbeitsamkeit, die er hier wie bei jeder Gelegenheit entwickelte, konnte nicht gut machen, was Hardenberg's Charakterschwäche verdarb, was dessen Sorglosigkeit schon vorher verdorben hatte. Weder zu Reichenbach, noch zu Teplitz, noch zu Chaumont, weder mit England, noch mit Oesterreich, noch mit Rußland hatte sich der Staatskanzler wegen der Preußen zu gewährenden Entschädigungen vorgesehn. Es war verlorene Mühe, wenn sich Vincke jetzt mit dringenden Vorstellungen wegen der Erhaltung Ostfrieslands an Humboldt wandte.¹⁾ Ostfriesland war seit den Verträgen von Reichenbach ein an Hannover vergebenes Land. Sachsen war noch unvergeben, aber in Betreff Sachsens beging Hardenberg in Paris denselben Fehler, den er noch bei jeder früheren Verabredung begangen hatte: er gewährte, ohne zu fordern. Indessen Oesterreich und England alle ihre Wünsche erfüllt sahen, duldeten die preussischen Staatsmänner, daß die Abrundung ihres Staates von Paris nach Wien vertagt wurde. Auch Humboldt unterzeichnete, gemeinschaftlich mit dem Staatskanzler, die Friedensurkunde. Schön und ruhmvoll nannte er diesen Frieden in einem Briefe, den er noch mitten aus dem vollsten Geschäftsdrange an die Prinzessin Louise richtete.²⁾ Er durfte ihn so nennen, ohne mit Allem, was bestimmt und was nicht bestimmt war, zufrieden zu sein. Es wird erzählt, daß er wirklich die leichtsinnige Behandlung der sächsischen Frage durch Hardenberg gemißbilligt, und wiederholt, aber vergeblich, den Staatskanzler auf die Nothwendigkeit einer rechtzeitigen Erledigung derselben aufmerksam gemacht habe.³⁾ Billiger-

1) Bodelschwingh, Leben Vincke's, I. 542.

2) Vom 25. Mai 1814, bei Perz, IV. 614.

3) Schlesier, II. 245, nach „handschriftlicher Quelle.“

weise wird er nichts desto weniger als Mitschuldiger für jene Unterlassungssünde der preussischen Diplomatie in Anspruch genommen. Daß er für die Schwächen, für die Mißgriffe und Versäumnisse des Staatskanzlers den schärfsten kritischen Blick hatte, würden wir auch ohne jene Erzählung für ausgemacht halten. Viel weniger ausgemacht scheint es uns, daß er, wenn er allein oder an erster Stelle gestanden, alles dasjenige durchgesetzt hätte, was Hardenberg preisgab. Die Thatsache ist, daß er nicht Widerstandskraft und Energie genug besaß, um sich von Hardenberg entweder loszusagen oder den Einfluß einer in officieller Hinsicht zweiten Stelle, der Sache nach zu einem Einfluß der ersten Stelle zu steigern. Er und Hardenberg waren ein Zwiespalt, bei welchem das edlere Roß dem minder edlen leider nicht kräftig genug entgegenstrebte. Lenksam wie er in der politischen Praxis war, und bereit, fremden Impulsen zu folgen, hätte er mit Stein zusammengeschirrt werden müssen, um die ganze Tüchtigkeit seiner Natur und den ganzen Umfang seiner Gaben zum Nutzen des Vaterlandes zur Geltung zu bringen.

Daß es so sei, sollte von Neuem auf dem Wiener Congreß an den Tag kommen, jenem Congreß, dem die Mächte die endgültige Ordnung der europäischen Verhältnisse, sowie die Feststellung der deutschen Verfassung zugewiesen hatten. Schon in Paris war Humboldt versprochen worden, daß er bei den dort bevorstehenden Verhandlungen mit thätig sein solle. Weiterhin war ihm der Gesandtschaftsposten am Hofe Ludwig's XVIII. zugebracht. Er folgte einstweilen in Gesellschaft des Staatskanzlers den Monarchen auf ihrer Excursion nach London. Gern lernte er ein Land kennen, von dem er gestand, daß er es liebe.¹⁾ Er machte die Bekanntschaft und gewann das Vertrauen des Prinz-Regenten. Schon Ende Juni indeß befand man sich wieder auf dem Festlande. Ueber Paris begleitete Humboldt den König nach Neuenburg, Bern und Zürich. Während seine Gattin, mit der er sich in der Schweiz wieder vereinigt hatte, von nun an ihren Aufenthalt in Berlin zu nehmen beschloß, eilte er selbst, noch vor dem Beginn des Congresses in Wien zu sein. Im August bereits war er in dem nahen Baden und verkehrte hier, da noch Alles im weiten Felde war, mit Metternich,

1) An die Prinzessin Louise, Perz IV. 614 — 615.

Genz, und wer sich sonst von der vornehmen Gesellschaft hier eingefunden hatte.¹⁾

Ward nun auch die eigentliche Eröffnung des Congresses bald auf den 1. November hinausgeschoben, so begannen doch schon in der Mitte des September die vorläufigen Besprechungen der Staatsmänner. Es begann eine Zeit der angestrengtesten Thätigkeit für Humboldt. Einen reicheren Stoff und eine mannigfaltigere Gelegenheit zu staatsmännischer Arbeit hatte es niemals gegeben. Eine weitere Bahn zu diplomatischem Wettkampf war niemals eröffnet gewesen. Preußen hatte keinesweges die leichteste, der Nebenmann Hardenberg's hatte unfehlbar die mühsamste und voraussichtlich die undankbarste Arbeit. Durch Schwäche des Gehörs war dem Kanzler jede eingreifende Theilnahme an allen mündlichen Verhandlungen wesentlich erschwert. Wie dies körperliche Gebrechen, so hatte seine Räßigkeit und Bequemlichkeit mit den Jahren zugenommen. Sein Leichtsinm endlich und seine Charakterschwäche hatte darum nicht abgenommen. Wer ihn loben wollte, lobte sein feines weltmännisches Wesen, seine unzweifelhafte Liberalität und seine patriotische Wohlgesinntheit. Es waren Tugenden der allerbedenklichsten Art, und von den größten Fehlern, die ein Staatsmann besitzen kann, nur kaum zu unterscheiden. Durch einen starken Zusatz von Eitelkeit und Frivolität verloren sie allen Werth. Es wäre nöthig gewesen, den wohlbedenkenden, aber schwachen Mann beständig unter der Autorität eines kräftigeren und festeren Willens zu halten, welcher ihm imponirt und ihn gestählt hätte. Statt dessen machte ihn seine Stellung zum Ersten, und mit Eifersucht behauptete er die Prärogative dieser Stellung. Der Mann, welcher ihm beigeordnet war, war ihm in Wahrheit untergeordnet. Derselbe besaß die glänzendsten und achtenswerthesten Gaben. Die Gaben, durch welche man schwächeren Gemüthern unwiderstehlich Ehrfurcht abnöthigt und sie zu Entschlüssen fortreibt, besaß er nicht. Er besaß nichts Gebieterisches und nichts Antreibendes in seinem Wesen. Die Natur hatte ihn nicht gemacht, irgendwo ein Führer und ein Erster zu sein. Sein Charakter war fest in sich gegründet, aber ohne jenen Ueberfluß von Kraft, der sich zum Wirken nach Außen und auf Andre

1) Tagebuch von Genz, Grenzboten 1846 No. 42.

drängt. Er war unendlich zäh und ausdauernd, aber nichts weniger als aggressiv und durchgreifend. Seine Art und Weise glich mehr der Gediegenheit des edlen Goldes als der nützlicheren Härte des Eisens, geeigneter, um zu einem Schau- und Kunstwerk verbraucht zu werden, als um Waffen daraus zu schmieden. Solche Eigenschaften, verbunden mit der außerordentlichsten Urtheilskraft und der seltensten Verstandesgewandtheit, reichten aus, um oftmals Hardenberg's wohlmeinenden Absichten Nachdruck und Sicherheit zu geben, aber sie erwiesen sich als unzulänglich, ihm in den entscheidenden Augenblicken die Tapferkeit und Herzensfestigkeit einzulösen, die in der Regel den Sieg und immer die Ehre des Kampfes gewinnt. So standen bereits auf dem Wiener Congresse die preußischen Interessen, daß sie nur durch einen Willen zu retten waren, der Alles einzusetzen bereit wäre. Nicht einmal seinen Posten war Hardenberg bereit einzusetzen. An jenem Willen gerade, der sich überall einen Punkt und ein Ziel setzt, das er will, schlechterdings und unter allen Umständen und ohne Transaction will, fehlte es dem Kanzler in der sächsischen Frage wie in der deutschen Verfassungsfrage. Er ward von Humboldt in jeder Weise geschoben, gehalten, beim Rückzug gedeckt und immer von Neuem gedeckt. Aber ein Moment trat ein, wo der Vordermann rücksichtslos und plötzlich Kehrt machte. In solchen Momenten war der Einfluß Humboldt's vollkommen machtlos. Er sah sich mit zurückgedrängt, und es war viel, wenn es ihm gelang, nur den diplomatischen Anstand zu retten, welchen Hardenberg zugleich mit der Sache preiszugeben bereit war.

Unter diesen Umständen gewährt die erstaunenswürdige Thätigkeit und die erstaunenswürdigere diplomatische Kunst, die von Humboldt an den Tag gelegt wurde, einen wenig befriedigenden Anblick. Es war zum großen Theil weggeworfene Arbeit und verschwendete Kunst. Kein Anderer von gleichen geistigen Fähigkeiten würde es ertragen haben, so viel gebraucht und so oft in Stich gelassen zu werden. Allein der Grund so bescheidener Geduld, der Grund zugleich so geringen Einflusses auf die letzten großen Entscheidungen lag in der Denkweise Humboldt's. Er war nicht der Meinung, daß der Gang der Staatsangelegenheiten das Wichtigste auf der Welt sei. Für das Höchste, wofür man arbeiten könne, erklärte er die Ruhe und Freiheit des Gewissens. Nicht die Rücksicht auf den Stoff und nicht die

auf das äußere Ziel, sondern die Uebung der inneren Kraft an sich selbst beschäftigte und befriedigte ihn. Daß eine so edle und wenig gemeine Denkweise das segensreichste Wirken für das Gemeinwesen möglich macht, das hatte, wenn es bezweifelt werden könnte, Humboldt's eigne Thätigkeit in der Verwaltung bewiesen, das bewies auch sein jetziges und sollte sein späteres Wirken beweisen. Noch weniger scheint bezweifelt werden zu können, daß diese Denkweise vor rein sittlicher Beurtheilung auf ein hohes Lob Anspruch machen dürfe. Derjenige, welcher staatsmännische Zwecke um den Preis der Ruhe und Freiheit des Gewissens zu erkaufen keinen Anstand nimmt, dem es schlechterdings nichts Höheres giebt als den Gang der Staatsangelegenheiten, ist sicher nicht der echte Staatsmann, und er ist sicherer kein Mann, der vor dem rein moralischen Urtheil bestehen könnte. Nichts desto weniger fehlt viel, daß der wahre Staatsmann denken dürfte wie Humboldt dachte, und beinahe ebensoviel, daß diese Denkweise moralisch unverfänglich wäre. Wer nicht die höchste Achtung vor dem Stoff hat, in welchem er arbeitet, wer nicht voll Leidenschaft für die Zwecke ist, denen er nachstrebt, wie sollte den nicht sein Gewissen allzuhäufig vom Kampf zur Resignation, zu skeptischem Verzicht auf Erreichung des Zieles zurückführen? Er mag in der Politik viel Gutes und Nützlichendes wirken: er wird selten weit hinausliegende Entwürfe machen; er wird häufig selbst das Beste und Nützlichste fahren lassen. Ebenso, wer nicht die innere Kraft beständig nach der äußeren Wirkung mißt, wer nicht die gute Absicht beständig am Erfolge prüft, wie sollte der nicht der Gefahr der Selbsttäuschung und der moralischen Sophistik unterliegen? Er mag geschützt sein, jemals das Schlechte und Uedle zu thun: er wird oft das Bedenkliche geschehen lassen, und er wird öfter das mögliche Gute versäumen.

Die höchste Pflichttreue, immer gleichmäßig leidenschaftslos waltend, verbunden mit einem beinahe skeptischen und einem beinahe sophistischen Zuge, bezeichnet die Humboldt'sche Congresswirksamkeit. Er steht nun einmal, durch seine eigne Wahl, an dieser Stelle. Die öffentlichen Dinge und die Geschäfte können nicht verfehlen, bis auf einen gewissen Grad seinen Geist, sein Gemüth, seinen Willen zu interessiren; dies Interesse ist in den letzten großen Zeiten gewachsen;

es muß in Wien, wo die Politik und die Staatsmänner von ganz Europa beisammen sind, einen Höhepunkt erreichen. Ja, ein Funke sogar von jener vaterländischen Begeisterung, von dem volkstümlichen Aufschwung des Jahres 1813 ist in seine Seele geflogen; bis auf einen gewissen Grad ist ihm die politische Unabhängigkeit Deutschlands, die militairische und die staatliche Ehre Preußens zur Herzenssache geworden. Er setzt deshalb seinen ganzen Willen und seine ganze Kraft an die großen Aufgaben der Gegenwart. Nur Wenige giebt es auf dem Congresse, die sich in Arbeitseifer und Uermüdllichkeit mit ihm messen können. Nur er und Geng ist nie unter den Spaziergängern auf der Bastei zu blicken. Er ist es, der neben den Wessenberg und Clancarty, den Geng und Rabesnardière die eigentliche pragmatische Arbeit verrichtet. An allen großen Verhandlungen der Mächte nimmt er Theil. Er fehlt in keiner einzigen von den Sitzungen der Fünf. Neben wie ohne Hardenberg ist er regelmäßig in den Conferenzen der Acht. Er ist der Thätigste und Eifrigste in dem Comité der deutschen Staaten. Unentbehrlich ist die Gewandtheit und das Arbeitsgeschick eines solchen Mannes in den zahlreichen für besondere Gegenstände gebildeten Ausschüssen. In seiner ganzen Stärke zeigen ihn die Protokolle des Comité's für die Freiheit der Flußschiffahrt. Er formulirt hier sofort in großen und einfachen Zügen die Aufgabe, die es zu lösen gelte. Er hält beständig den Berathenden das Ziel und Wesen ihrer Arbeit gegenwärtig. Er weiß ausgleichend und versöhnend die streitenden Ansichten und Interessen zu einem befriedigenden Resultat zusammenzuführen. Er ist es, der überall die letzte Fassung für die einzelnen Bestimmungen ausfindig macht. Er lenkt die Debatten, er redigirt die Beschlüsse, er weiß sich mit den Dingen wie mit den Menschen, mit dem Inhalt wie mit der Form auf das Geistvollste und Geschickteste abzufinden. Deshalb werden ihm vor Allem eine Reihe von Verhandlungen, von Referaten, von Redactionen übertragen. Noch bei der endlichen Schlußredaction der Congreßacte ist er neben Clancarty und Geng thätig. Er theilt mit dem Letzteren das Talent der Formung. Aber auch dieser hat seinen Meister an ihm gefunden. Wie die unglaubliche Thätigkeit, so erwarben sich die Arbeiten Humholdt's die ungetheilte Bewunderung der Congreßmitglieder. Am wenigsten gewogen waren ihm die Franzosen. Auch sie nichtsdesto-

weniger mußten beistimmen, daß an Gebiegenheit wie an Formvollendung seine Arbeiten unübertroffen seien.¹⁾

Unvergleichlicher doch und eigenthümlicher noch war der Stil seiner diplomatischen Kunst. Derselbe befremdete und verwirrte selbst diejenigen, die am wenigsten gewohnt waren, sich aus der Fassung bringen zu lassen. Die spitzeste Zunge und den raschesten Verstand, zugleich das weiteste Gewissen und die eifernde Stirn hatte Talleyrand. Sein Leben bestand aus einer Kette von Ueberläuferereien. Das Glück und die Geschicklichkeit, womit er dieselben bewerkstelligt hatte, die Erfolge, die er im Interesse Frankreich's auch auf dem Wiener Congreß noch davontrug, bestärkten ihn in der Einbildung, die zugleich die Meinung der Welt war, daß Napoleon nicht gewisser der erste Feldherr, als er der erste Diplomat des Jahrhunderts sei. Zum ersten Mal in seinem Leben begann Talleyrand an seiner Kunst zu zweifeln. Zum ersten Mal kam ihm der Gedanke, daß es vielleicht eine Gattung von Diplomatie gebe, die für ihn unerreichbar bliebe und die zu erlernen er verzweifeln müsse. Mit den Metternich und Hardenberg nahm er es in alle Wege auf: mit Humboldt fertig zu werden fand er unmöglich. Widerwillig ließ er sich zu dem Lobe herbei, dies sei ein Staatsmann, wie deren Europa zu dieser Zeit nicht drei oder vier zähle. Aber im Geheimen quälte ihn das Gefühl, daß er diesem Manne nicht gewachsen sei und das demüthigendere Gefühl, daß er sich von der dämonischen Macht, die demselben innewohne, nicht im Stande sei, vollständige Rechenschaft zu geben. Er half sich am Ende, wie immer, mit einer Pointe. *Le sophisme incarné*, die fleischgewordene Sophistik, das war der Ehrentitel, den er für seinen Gegner münzte, und der aus diesem Munde wie pures Lob klang. Und es war Wahrheit in dieser Bezeichnung, wenn sie auch bezeichnender für Talleyrand als für Humboldt war. Wer so wie Humboldt an den feinsten Windungen und Verschlingungen des Gedankens ein selbständiges Interesse hatte, konnte sich leicht im Laufe der Discussion

1) S. die Zeugnisse bei Gagern, *Antheil an der Politik*, Bd. II. S. 39 ff. und passim. Varnhagen in der *Charakteristik Humboldt's* und der Skizze über den Wiener Congreß in den *Denkwürdigkeiten*. Die besten Zeugnisse, wenn auch nicht das beste Bild gewähren die Protokolle in der *Kilber'schen Sammlung*, besonders Bd. III. S. 11 ff. Vergl. die Zusammenstellung bei Schlesiener, II. 266 ff.

so weit von dem Substantiellen des Streitigen entfernen, daß nur er selbst den Rückweg zu demselben wieder aufzufinden im Stande war. Wer so gering von dem Stoff der Debatte, so groß von der Macht und dem Recht des Geistes dachte, konnte sich leicht seine Herrschaft über die geistigen Mittel zu Nutzen machen, um in dem Netz der bloßen Dialektik den Widersacher zu fangen und ihn zur Capitulation zu nöthigen. Er bediente sich auf einem Felde, wo die List für eine Tugend gilt, der listigsten und erlaubtesten, der feinsten und doch offensten List, der List des Gedankens und der Reflexion. Auf Lug und Trug, auf Hinterlist und praktische Heimlichkeiten verstand er sich nicht. Er überließ es den Talleyrand und Metternich, mit Rächeln und Händedrücken Versicherungen zu beglaubigen, die bestimmt waren, nach vierundzwanzig Stunden gebrochen oder abgeleugnet zu werden. Es war ihm nicht gegeben, was den Oesterreichern natürlich war, unter gutmüthigem Aussehn und mit treuherziger Rede Bosheit und Schadenfreude zu verstecken. Er verachtete herzlich die unruhige Geschäftigkeit der Franzosen, Verschwörungen anzuzetteln, Verwickelungen herbeizuführen, die ganze Politik wie ein unterhaltendes Intriguenstück zu behandeln. So unglaublich es klingt: Alles was einer Intrigue auch nur von Weitem ähnlich sah, verabscheute er auf's Unerferste, und dennoch war er, dieser undiplomatischen Eigenschaft zum Troste, ein diplomatischer Künstler vom ersten Range. Seine Intrigue war die Discussion. Seine einzige Rüstung, die ihm zur Vertheidigung wie zum Angriff ausreichte, war sein unbefleglicher und unermüdlicher Scharfsinn. Stahlblank und stahlhart war diese Rüstung. Seine durch langjähriges Studium erworbene Menschenkenntniß machte es ihm leicht, praktische Fragen jetzt mit derselben Subtilität zu behandeln, mit der er ehemals die höchsten Punkte der Metaphysik, anthropologische, ästhetische oder grammatische Probleme analysirt hatte. Leicht entdeckte sein mit hundert Augen versehener Verstand die geheimen Absichten und Hintergedanken des Gegners. Ohne Mühe fand er, sobald es zur Debatte kam, die Schwächen desselben aus, umschlich er die Stärke desselben, gewann er ihm die Vortheile ab. Im längsten und schärfsten Rennen behielt er noch ruhigen und starken Athem, während der Andre längst keuchte und nach Luft schnappte. Er war unerschöpflich an Einwendungen, und er fand kein Ende mit Distinctionen. Durch jene ermüdete er, durch

diese verwirrte er die Menschen. Die Talleyrand'sche Kunst des Schweigens vermochte wenig gegen diese Meisterschaft des Sprechens. Die spitz gedrehten Pointen der Franzosen waren zu stumpf für die Schärfe sowohl als für die Härte dieses Geistes. Hier prallte List und Feinheit ab, hier fand noch weniger Zutraulichkeit und Schmeichelei einen Eingang. Vergebens suchten diejenigen, die diesem Gegner auf dem diplomatischen Felde begegneten, hinter den Dornen seines Verstandes, an denen sie sich wund rissen, die vielgerühmte deutsche Herzlichkeit und Gemüthlichkeit. Auf dem Markte der Politik wahrte sich Humboldt vor der Profanation seiner Gefühle. Seines inneren Schatzes gewiß, mit dem ganzen Stolze geistiger Ueberlegenheit, sah er auf das Treiben derer herab, die sich mit aller Leidenschaft an vergänglichem Stoffe abmühten, die Alles, was sie in sich hatten, Schlechtes wie Gutes, an den Tag fehrten, die sich auf der Bahn des Ehrgeizes und auf dem Markte der Eitelkeit völlig verausgabten. Der Mann, dessen Gemüth vom allerweichsten Stoffe war und dessen Empfindung zart wie Weiberempfindung war, erschien, als ob er von Eis oder Stein sei. Die kalte und undurchdringliche Ruhe seines Wesens schüchtertete jede vertrauliche Annäherung zurück. Sein ungemeiner Sinn für das Lächerliche und sein Talent zum Sarkasmus machte ihn zu einem Gegenstand der Scheu und des Schreckens. Er war, wie der Rheinische Merkur schrieb, „kalt und klar wie die Decembersonne.“

Daß solches Wesen nicht immer nützlich war, ist gewiß. Es konnte nicht ausbleiben, daß die eisigen Antworten Humboldt's oft zur Unzeit die Gegner verletzten. Selbst Freunde konnten durch die kühle und zugleich übermüthige Laune des Mannes zu Feinden werden. Aus Anlaß einer derartigen Beleidigung gab es noch kurz vor dem Schlusse des Congresses ein Duell zwischen Humboldt und dem preussischen Kriegsminister von Boyen.¹⁾ In der Regel jedoch war die Freude, welche Humboldt sichtlich an der Macht des Verstandes empfand, von dem feinsten weltmännischen Takte im Zügel gehalten. Seine Kälte war nichts weniger als Schroffheit. Vor Allem auch Glätte und Biegsamkeit wußte seine Klugheit dem spröden Stoff

1) Das Nähere über den Vorfall bei Schlesier, II. 293, der sich ganz an die Erzählung von de la Garde hält.

abzugewinnen, aus welchem er seine Worte und sein Benehmen formirte. Ebenso oft dienten ihm die feinen Fäden der Reflexion, um entgegenstehende Ansichten in Eins zusammenzuspinnen. Ein Meister im Ausweichen, war er nicht minder ein Meister im Eingehen. Auch dazu kam ihm die Feinheit und Schärfe seines Geistes zu Statten, um sich fremder Eigenthümlichkeit anzuschmiegen und seine Ansicht in eine Form zu fassen, unter der sie dem Andern am leichtesten eingehen mochte. Die Form überhaupt stand ihm uneingeschränkt zu Gebote. Er wußte Gedanken und Ausdruck so zart zu nuanciren, daß die bitterste Wahrheit ihr Bitteres und daß auch der Widerspruch seinen Stachel verlor. Er sprach und schrieb wie nur die Höchstgebildeten sprechen und schreiben können, — mit vornehmer Höflichkeit, auch wenn er es mit Gleichgesinnten, mit fließender Artigkeit, auch wenn er es mit Andersgesinnten zu thun hatte. Wir sind, um uns von diesem Stil seines diplomatischen Benehmens ein Bild zu machen, fast ausschließlich auf die Zeugnisse derer angewiesen, die in dieser Zeit mit ihm in Berührung kamen. Es giebt indeß in den Humboldt'schen Briefen mehr als Eine Stelle, welche diesen Zeugnissen zur Bestätigung dient. Zwei davon, obgleich aus späterer Zeit, sind uns ganz besonders charakteristisch erschienen. Im Sommer des Jahres 1819 wartete Humboldt in Frankfurt am Main vergeblich auf seine endliche Abberufung nach Berlin, wo er bestimmt war, als Minister die Leitung der ständischen Angelegenheiten zu übernehmen. Der Verzögerer war kein Andern als Hardenberg, mit dem er inzwischen in ein Verhältniß feindseliger Spannung gerathen war. Auf einmal erhielt er von dem Staatskanzler ein eigenhändiges Billet. Die Anrede war „cher Humboldt“, der Ton der cordateste, der Inhalt eine nichtsbedeutende persönliche Commission; ganz beiläufig war in einer Phrase von Humboldt's Uebersiedelung nach Berlin wie von einer selbstverständlichen und sehnlichst erwarteten Sache die Rede. Ein Brief Humboldt's an Stein weist uns in die Ueberlegungen ein, die der kluge Mann bei derartigen Anlässen anzustellen pflegte und läßt uns einen Blick in seine diplomatische Methode thun. Handelte es sich wirklich bloß um die Commission einer Wagenbestellung? Oder war die Commission bloß Vorwand, und der eigentliche Zweck der einer Annäherung? Möglich das Erstere; wahrscheinlich das Zweite. Und wie demnach ant-

worten? „Es ging,“ schreibt Humboldt, „gegen meine Gesinnung, auf dieselbe Weise, als wäre der Brief vor drittehalb Jahren geschrieben, zu antworten; ich habe doch aber auch den Mann weder reizen, noch sein Mißtrauen vermehren mögen. Ich habe daher ihm sehr freundlich auf die Commission, die ich besorgt, geantwortet, dann mich kälter gehalten und nur in Mon Prince und Votre Altesse geantwortet.“ Die Schlußphrase aber habe er ergriffen, um dem Kanzler zu sagen, daß er ohne Zweifel ungefäumt kommen werde, sobald sein Frankfurter Geschäft es erlaube. Dies Geschäft aber bestehe in Nichtsthum, während es in Berlin das Allerwichtigste zu thun gebe. Somit habe er mit dem Antrag geschlossen, daß er sofort zurückgerufen, und sein Geschäft einem Andern übergeben werde. — Man kann, dünkt uns, nicht wahrhafter, nicht vorsichtiger, nicht artiger sein. Aber es giebt eine andere Probe von der feinen, bei aller Ehrlichkeit schlaunen, bei aller Freundschaft diplomatisirenden Weise des Mannes, die vielleicht noch charakteristischer ist. Stein hatte die Absicht, die nach Humboldt's Verdrängung aus dem Ministerium immer mehr in's Stocken gerathene ständische Angelegenheit, auch persönlich, durch sein Erscheinen in Berlin zu fördern und kräftiger als es durch Eingaben und Denkschriften möglich war, anzustoßen. Humboldt, nach seiner Kenntniß der Dinge und seiner Kenntniß von Stein's Persönlichkeit, war der Ueberzeugung, daß der Sache dadurch gewiß nicht genügt werden, der Freund selbst sich nur schaden könne. Die Art und Weise, wie er ihm dies in einem Briefe vom Januar 1820 zu verstehen gab, ist unübertrefflich. „Ich freue mich,“ schrieb er, „ungemein, Sie zu sehen; ich fühle auch, wie Sie eine Reise, die auch manches Unangenehme hat, nur in der edlen und selbstverleugnenden Absicht beschlossen haben, dadurch Gutes zu wirken. Allein doch leugne ich Ihnen nicht, daß ich nicht weiß, ob Sie die wahre Befriedigung davon finden werden. Ihr Gutachten ist hier. Ob Ihr mündliches Reden mehr wirken wird, scheint mir zweifelhaft. Oft macht hier das am wenigsten Eindruck, was nicht ausdrücklich herbeigeholt worden ist. Da Sie immer lieben, daß ich Ihnen die Dinge gerade so sage, wie ich sie denke, so gestehe ich, daß ich in Ihrer Stelle eine ausdrückliche Verurteilung abgewartet hätte. Sie haben — eine Sache, die Sie weniger fühlen, da Sie immer nur an die Sache, nicht an Sich denken, und was

also Ihre Freunde Ihnen eher sagen können — durch das, was Sie gethan haben, durch Ihren Geist, Ihre Gesinnungen, Ihre Lage eine innere und äußere Würde, der es immer gebührt, daß man sich recht eigentlich und ausdrücklich um Sie bemüht. Ich möchte Ihnen aber darum auch nicht eigentlich abrathen, zu kommen, und gewiß ist es immer, daß die Sache auch jetzt schon darin anders steht, daß man weiß, daß Sie haben kommen wollen.“ Es ist unmöglich, dünkt uns, eine Meinung, unter der Form von Zweifeln und Erwägungen, mit größerer Bestimmtheit auszudrücken, unmöglich, einen guten Rath verbindlicher einzuschmeicheln, unmöglich, mehr Offenheit mit mehr Behutsamkeit und Zurückhaltung zu verbinden.

Offenbar — denn wir kehren auf den Wiener Congreß zurück — es fehlte Humboldt von diplomatischen Talenten keines und von staatsmännischen Tugenden nur Eine: Frische des Interesses an praktischen Zwecken und, was unzertrennlich damit verbunden ist, Hartnäckigkeit und Unbedingtheit des Willens derselben. Vor Allem Eine Angelegenheit war es, bei welcher ebenso alle jene glänzenden Gaben des Mannes wie dasjenige zum Vorschein kam, was ihm nicht gegeben war. Für den Besitz Sachsens stritt er wie für eine schon verscherzte und verspielte Sache: eine starke deutsche Verfassung half er wesentlich mit verspielen und verscherzen. Für keinen von allen Gegenständen der Wiener Berathungen hatte er ein wärmeres Interesse. Keinem widmete er mehr Anstrengung und Sorgfalt. Bei keinem documentirte er mehr Scharfsinn und Gewandtheit. Die Gesinnung, mit der er diese Sache betrieb, war über alles Lob erhaben. Der Geist, in dem er sie auffaßte, war der edelste und reinste. Das Ergebniß war nichts desto weniger die deutsche Bundesacte, und neben der Bundesacte eine ohnmächtige Clausel. Die Geschichte der deutschen Angelegenheiten ist nichts desto weniger eine Reihe von Rückzügen und Niederlagen, von Nachgiebigkeiten und Compromissen. Mit all' seinem Fleiß war er nur behülflich, aus besseren Entwürfen schlechtere zu machen. Seine Feinheit diente nur, den Faden der deutschen Verfassung immer dünner und dünner zu spinnen. Von seiner Gesinnung rettete er nur den Trost, das Gute gewollt und in das Unvermeidliche sich gefügt zu haben.

Schon seit dem Sommer 1813 hatte sich Humboldt lebhaft mit der künftigen Gestaltung Deutschlands beschäftigt. Er hatte mit

dem darüber verhandelt, gestritten und gearbeitet, dem diese Sache von allen lebenden Menschen am meisten am Herzen lag. Keinem wiederum vertraute Stein in dieser Hinsicht mehr als ihm. Vielleicht waren es Humboldt's Einwürfe gewesen, welche Stein von seiner ursprünglichen Idee, die Kaiserwürde wieder herzustellen, allmählig abgebracht hatten. Eine Stein'sche Denkschrift aus der Zeit der Unterhandlungen von Chatillon hatte die Grundzüge einer Directorialverfassung aufgestellt, und hatte für die Commission, die nach diesen Grundzügen eine deutsche Verfassung auszuarbeiten haben würde, an erster Stelle Humboldt in Vorschlag gebracht. Als darauf Stein mit Hardenberg im Sommer 1814 in Frankfurt einen neuen Verfassungsentwurf von wesentlich dualistischer Tendenz verabredete, war Humboldt abwesend; aber er war einer der Ersten, dem noch vor Beginn des Congresses das neue Project in Wien mitgetheilt wurde. Bald genug sollte er für die Angelegenheit in Thätigkeit gesetzt werden. Auf Stein's Betrieb wiederum ward sofort die deutsche Verfassungsfrage von den großen europäischen Fragen abgetrennt und ein eigener Ausschuss für sie gebildet, der freilich wider Stein's Meinung nur aus den Vertretern Oesterreichs, Preußens, Bayerns, Hannovers und Württembergs bestand. Lag aber schon in dieser Zusammensetzung der Keim unbefiegharen Widerstands, so hatte Hardenberg überdies, ehe der Kampf nur begann, im Voraus gezeigt, auf welche Nachgiebigkeit von preussischer Seite zu rechnen sei. Er hatte sich durch Metternich und Münster die wichtigsten und positivsten Bestimmungen seines mit Stein verabredeten Planes aus den Händen winden lassen. Er hatte nicht nur die dualistische Bundes Spitze, sondern auch die namentliche Ausführung der in den Einzelstaaten zu gewährenden landständischen und Unterthanenrechte geopfert. Aus einem vielleicht zu künstlichen war ein leerer und nichtsagender Entwurf geworden. Es hieß vor dem Anfang anfangen und es hieß zugleich, das traurige Ende anticipiren, wenn unter dem Namen von zwölf Deliberationspunkten ein so beschaffener Entwurf einem so zusammengesetzten Collegium vorgelegt wurde. Humboldt hauptsächlich fiel die Aufgabe des Kampfes zu. Mehreren Sitzungen des Ausschusses wohnte er allein, ohne den Staatskanzler bei. Mit redlichem Eifer verfocht er den Grundgedanken eines in Einheit fest verbundenen Deutschlands, hob er die Nothwendigkeit eines Bundes-

gerichts hervor, drang er auf Feststellung eines Minimums von Grund- und ständischen Rechten, wies er die Großmachtsansprüche Bayerns und Württembergs zurück. Vergebens. Bayern und Württemberg waren vollkommen entschlossen, sich auf keinerlei Verbindung mit Deutschland einzulassen, die irgend den Namen einer Verfassung verdiente; ihr Souveränitätssegoismus widersezte sich jeder, auch der leichtesten bundesstaatlichen Controle, ihr Machtdünkel jeder, auch der natürlichsten Bevorzugung Oesterreichs und Preußens. Einen und nur Einen Weg gab es, diesen Widerstand zu brechen. Gegen den unpatriotischen Particularismus der Mittelstaaten mußte der Patriotismus und das Bedürfniß der kleinen Staaten zu Hülfe gerufen werden. In diesem Sinn sezte Stein die Vertreter der kleinen deutschen Höfe in Bewegung. Sie forderten Zulassung zu den Berathungen, erklärten sich bereit, den nothwendigen Beschränkungen der Einzelsouveränität sich unterwerfen zu wollen, forderten Herstellung des Reichs und der Kaiserwürde. Wenn sich gleichzeitig Württemberg eigensinnig isolirte, indem es seinen Austritt aus dem Ausschuß erklärte, — nur desto besser! Mit den Vielen wären die Wenigen zu besiegen, ihnen zum Troß wäre rasch, unter Zustimmung der ganzen Nation, das Verfassungswerk zu schließen gewesen. Allein verhängnißvollere Zerwürfniße als die innerhalb des deutschen Ausschusses hatten begonnen, die Friedensarbeit des Congresses zu stören. Die deutschen wurden durch die sächsisch-polnischen Streitigkeiten gekreuzt. Die am 16. November überreichte Note der neun- undzwanzig Kleinstaaten blieb unbeantwortet und der durch Württembergs Austritt gesprengte Fünferausschuß hatte aufgehört zu existiren.

Erst nach Monaten wurden die deutschen Angelegenheiten wieder aufgenommen. Stein und Humboldt waren es vor Allem, welche die unterbrochenen Berathungen wieder in Gang zu sezen versuchten. Beide doch in charakteristisch verschiedener Weise. Praktisch und bündig der Eine; theoretisch und umständlich der Andre. Wäre es nach Stein gegangen, so hätten die verbündeten Mächte für jezt nur eine nachträgliche Erklärung der die deutschen Angelegenheiten betreffenden Artikel der Chaumonter und Pariser Verträge erlassen; Ausführung und Anwendung derselben wären einem nach Frankfurt zu berufenden deutschen Congressse überwiesen worden. Allein Preußen hoffte noch

immer, in Wien selbst zu einer definitiven und befriedigenden Abschließung der Bundesacte gelangen zu können. Nur Fleiß und Mühe durfte nicht gespart werden. Auf alle zum Vorschein gekommene Meinungsverschiedenheit in minder wesentlichen Punkten mußte nur Rücksicht genommen, allen billigen Wünschen mußte entgegengekommen, alles irgend Nachlässige mußte nachgelassen werden. Es mußte nur andererseits der große Zweck, um den es sich handle, mit Nachdruck geltend gemacht, und das Unnachlässliche in echt patriotischer Weise vertreten werden. Es mußte nur endlich den Berathungen soviel wie möglich vorgearbeitet, ein nach allen Seiten Annehmbares im Voraus formulirt und zurechtgemacht werden. So war die Absicht der preussischen Diplomaten, und in ihr, wenn irgend wo, fand das Talent und die Gesinnung Humboldt's einen Spielraum. Die kleinen Staaten hatten auch in der Zwischenzeit nicht gerastet. Gern sah man sich preussischer Seits von ihrem Drängen auf Wiedereröffnung der deutschen Conferenzen mit Zuziehung aller Betheiligten unterstützt. Man befürwortete dies ihr Verlangen. Am 9. Februar 1815 war die Zustimmung Metternich's erlangt, und schon am 10. übersandten Hardenberg und Humboldt dem österreichischen Minister einen zwiefachen, von einer erklärenden Note begleiteten Verfassungsentwurf.¹⁾

Es beruht auf dem ausdrücklichen Zeugnisse Klüber's, des Herausgebers der Congressprotokolle, daß der Urheber dieses Doppelentwurfs kein Andern als Humboldt war. Im Grunde waren es nicht zwei, sondern nur Ein Plan. Lediglich durch die Beibehaltung oder Nichtbeibehaltung der in dem Stein-Hardenberg'schen Plane zuerst aufgetauchten Kreiseintheilung unterschieden sie sich. Alle von dieser Einrichtung nicht berührten Bestimmungen: die Unterscheidung zwischen den mächtigeren und den minder mächtigen Bundesgliedern, der pentarchische erste neben einem bloß gesetzgebenden zweiten Rathe, das Bundesgericht, die Grundrechte, alles übrige Wesentliche war durchaus gleich in beiden. Dieselben und die erheblichsten Mängel

1) Alle drei Schriftstücke bei Klüber, Acten des Wiener Congresses II. 6 ff., teils in den G. W. Der Abdruck bei Klüber ist indeß offenbar nicht durchaus correct. Wir machen in den folgenden Noten die Conjecturen bemerklich, denen wir an drei Stellen des Textes gefolgt sind.

drückten ebendeshalb beide. Nichts kläglicher als eine solche Fünferherrschaft. Nichts kleinlicher als die Examenbestimmung für die Mitglieder des Bundesgerichts. Der ganze Entwurf, mit oder ohne Kreiseintheilung, litt an einer verwickelten Künstlichkeit. Die Feststellungen in Beziehung auf das Verhältniß zum Auslande und das Recht der Bündnisse verriethen schon allzuviel Nachgiebigkeit gegen die bairisch-württembergischen Präensionen. Noch nachgiebiger vollends erklärte die Note, daß Preußen auf seine zweite Stimme im Rath zu verzichten bereit sei. Diese Dinge sind schwerlich zu loben: sie bloß zu tadeln ist thöricht. Ohne Zweifel wußte Humboldt, was selbst einem Kinderverstande begreiflich ist, daß Einherrschaft eine bessere Sache ist, als Fünfherrschaft. Ohne Zweifel hätte er den Isolirungsgelüsten der Mittelstaaten am liebsten den allerkräftigsten Zaum auferlegt. Ohne Zweifel fühlte er, wenn auch wahrscheinlich nicht stark genug, daß die Maschine, die er aufstellte, im höchsten Grade complicirt sei. Seine Aufgabe war leider noch complicirter. Er hatte nicht bloß nach Interessen und Principien eine Verfassung zu entwerfen, sondern er hatte Ansprüche zu befriedigen und Anträge zu vermitteln. Er war nicht bloß Gesetzgeber, sondern er war zugleich Diplomat. Er hatte die Erfahrung von dreizehn fruchtlosen Verfassungskonferenzen hinter sich, und er sah den Schluß des Congresses vor sich. Es geschah ebendeshalb, daß er statt Eines Entwurfes deren zwei übergab, unerachtet er für seine Person nicht zweifelhaft war, welcher der bessere sei. Wir mißtrauen billig unserem eigenen Urtheil einem Manne gegenüber, wie der Verfasser der Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts. Aber sicher waren jene zwei Entwürfe nicht in dem Sinne zur Wahl gestellt, welchen Gervinus diesem Verfahren unterlegt: — „als ob nur der Schreiberzweck vorläge, die Vorhand im Entwerfen, den Ruhm zu haben, zu irgend einer Verfassung wenigstens den Plan gemacht zu haben.“ Das Wesentliche zu sichern, das minder Wesentliche preiszugeben, das ist der Gedanke, welcher sichtlich die Bestimmungen beider Entwürfe dictirt hat. Sie tragen überall die Spuren geßfentlicher und doch freier Rücksicht auf die Berathungen des Fünferauschusses. Für das Zustandebringen ferner der Verfassung war Zweierlei wesentlich: Verständigung mit Oesterreich und Beschleunigung des ganzen Werkes. Nun hatte Oesterreich Anstoß genommen an der Kreis-

eintheilung. Diese Kreiseintheilung konnte unmöglich für eine Einrichtung von principieller Wichtigkeit gelten. Sie hatte in den Augen Hardenberg's und Humboldt's große Vorzüge; sie hatte selbst in ihren Augen nicht wegzuleugnende Nachtheile. Stein hatte sie gemißbilligt; er hatte sie dennoch aus dem Hardenberg'schen Plane nicht weggestrichen. War dies ein Gegenstand, an dem die Gewinnung Oesterreichs und die rasche Beendigung des Verfassungswerkes scheitern sollte? Ohne Weiteres offenbar hätte man sie fallen lassen können. Allein Oesterreich hatte gewünscht, diesen Punkt noch einmal in Erwägung zu ziehen. Auf Grund einer ausdrücklichen Verabredung mit Metternich stellte Humboldt die zwiesache Version seines Verfassungsplanes auf. Nicht ein Schreiberzweck, sondern der höchst praktische Zweck waltete dabei ob, dem österreichischen Minister die Consequenzen der einen und anderen Einrichtung so handgreiflich wie möglich und die Entscheidung so bequem wie möglich zu machen. Nicht die Eitelkeit der Planmacherei, sondern das ehrliche Verlangen beseele die preussischen Minister, nach allen Plänen endlich zur Sache und zu einem vernünftigen Resultat zu gelangen. „Die Unterzeichneten,“ sagen sie in der begleitenden Note, „ersuchen nunmehr den Herrn Fürsten von Metternich, diese von ihnen hier gemachten Vorschläge einer aufmerksamen Prüfung zu unterwerfen, und sie, sobald es möglich, wissen zu lassen, welches die Meinung des kaiserlich-österreichischen Hofes: über die Einführung einer Kreisverfassung und über die der Bundesverfassung zu gebende Einrichtung ist. Sobald diese Hauptfragen entschieden sind, wird es nur einige Stunden erfordern, aus den bisherigen Entwürfen einen neuen zusammenzusetzen, welcher der künftigen Verathung zur Grundlage dienen kann.“

Auch diese begleitende Note — wir hegen nicht den mindesten Zweifel — ist aus Humboldt's Feder geflossen. Sie trägt den vollen Stempel seines Geistes, eines Geistes, der unter tausenden zu erkennen und den mit dem Geiste Hardenberg's zu verwechseln unmöglich ist. Es ist ein feiner, subtiler, metaphysischer Geist. Es ist ein milder, veröhnender und vermittelnder Geist. Es ist ein Geist, der an die Macht des Geistes, an den Segen der Freiheit und der freien Discussion glaubt. Zwar auch Hardenberg war für die Kreiseintheilung; aber nur Humboldt konnte sie vertheidigen, wie sie in der Note ver-

theidigt wird. Nur ein mäßiger Vorzug des Entwurfs ohne Kreiseintheilung war es in den Augen des hoch- und feinsinnigen Theoretikers, daß derselbe einfacher und allgemein anwendbar sei. Das Künstlichere war ihm das Tiefere, und das Tiefere schien ihm das Praktischere. Auch in der politischen Wirklichkeit galt ihm stätige und sanfte Vermittelung der Gegensätze als das Wünschenswertheste. In derselben „metaphysischen“ Weise wie ehemals die Organisation der Unterrichtsbehörde, faßte er jetzt die Organisation des deutschen Staatskörpers. Die Kreisverfassung empfiehlt sich ihm als eine „Mittelstufe der Verbindung“ zwischen dem Wirken der Centralgewalt und den Einzelstaaten. Für besonders heilsam erklärt er es, daß durch die anhaltende gemeinschaftliche Beschäftigung der Kreisstände mit Bundesangelegenheiten „manchen Abweichungen auf eine geschickte und sanfte Weise vorgebeugt werden kann.“ Nach einer Vermittelung sucht er ebenso zwischen den mächtigeren und den schwächeren Bundesgliedern; die Aufnahme eines Ausschusses des gesetzgebenden in den vollziehenden Fürstenrath würde ihm als ein zweckmäßiges Verbindungsmittel zwischen beiden, als ein Mittel erscheinen, um zu verhüten, „daß sich nicht im zweiten Rath ein Geist des Mißtrauens und des Widerspruchs gegen den ersten bilde.“ Die vermittelnde Kraft aber der kreisständischen Einrichtung sieht er vorzugsweise in den Versammlungen und Berathungen der Kreisstände. Denn bei gemeinschaftlichen Berathungen, ganz anders, als wenn bloß der Weg diplomatischer Verhandlungen offen steht, „wirkt schon das gegenseitige Erwägen der Gründe und der sich zugleich aussprechende Wille vieler.“ Die Regierungen, wenn ihrer mehrere sich in regelmäßig wiederkehrenden Versammlungen mit der Sorge für das Wohl desselben Theils von Deutschland¹⁾ beschäftigen, werden mehr und mehr ein lebendiges „und ein solches Interesse daran gewinnen, in welchem die einseitigen und eigensüchtigen Ansichten, die sich sonst bei Großen und Kleinen nur zu leicht einfinden, gegen einander abgeschliffen werden.“ Die Berathschlagungen endlich im zweiten Bundesrath können nur gewinnen, wenn sie durch die kreisständischen Berathungen schon vorbereitet wurden. Es sind Erwägungen sofort von nicht minder feiner, nicht minder für Humboldt

1) „Noch verbundenen Theils;“ wahrscheinlich: „noch näher verbundenen.“

charakteristischer Art, womit er den gegen die Kreiseinrichtung erhobenen Einwendungen begegnet. Auf's Stärkste drängt sich die ihm so eigne schonungsvolle Achtung des Individuellen vor: man glaubt im Hintergrunde die ihm so geläufige, jetzt auch politisch gewendete Parallele zwischen Deutschland und Griechenland zu erblicken. Nichts, heißt es, sei weniger die Absicht der vorgeschlagenen Kreisverfassung als die Zerstörung des politischen Individualismus in Deutschland. Nur zu lebhaft, in der That, ist der Humboldt'sche Protest dagegen; nur zu gering wird die Macht und Einheit des Ganzen dem Einzelrecht gegenüber veranschlagt, nur zu warm die Sache jenes Individualismus geführt. „Niemand fühlt so sehr, daß gerade die Vorzüge, welche die Deutschen auszeichnen, in der Vielsachheit der Regierungen und der Verschiedenheit der Verfassungen ihren Grund haben, wenn auch Deutschland manchmal sehr schwer dafür durch die Bedrohung und den Verlust seiner Unabhängigkeit büßen mußte. Niemand ist daher so sehr jeder Idee entgegen, die auf Beherrschung, Unterdrückung oder Verschlingung des kleineren Staats durch den mächtigeren geht.“ Und damit nicht genug. Selbst für die Herstellung der ohne eigne Schuld mediatisirten Fürsten möchten die preussischen Staatsmänner sich erklären. Beide, offenbar, sahen sich zu dieser Ansicht durch die Erfahrung gestimmt, die sie an den süddeutschen Mittelstaaten gemacht hatten, Humboldt, offenbar, noch außerdem durch seine hellenistrende Individualtheorie. Aber wie idealistisch nun wieder, wie sinnig und geistvoll die Ausführung, daß gerade die Verfassung ein Gegenmittel gegen das Zerfallen Deutschlands in Theile und gegen die Unterdrückung der Kleinen durch die Großen sei! Gerade in der Entwöhnung von aller, auch noch so billigen gemeinschaftlichen Verfassung liege der Keim einer derartigen Gefahr; gerade durch die Wiederherstellung einer Verfassung werde sie abgewandt. Zum mindesten schieß sei das Raisonnement, daß man nicht¹⁾ der schon beträchtlichen physischen Macht durch die Constitution ein Gewicht mehr zulegen dürfe. Denn, „gerade dadurch, daß man bei Staaten, deren physische Macht richtig geleitet, eine Wohlthat für den Schwächeren wird, derselben auch ihren Platz in der Verfassung einräumt und sie zu einer verfassungsmäßigen macht,

1) Offenbar ist S. 11 a. a. D. dies „nicht“ zu inseriren.

verwandelt man sie in eine moralische, bildet Gesetzmäßigkeit und Verantwortlichkeit, und mindert auf diese Weise den Nachtheil des bloß physischen Uebergewichts.“

Bekannter als das Uebrige ist der Schluß unsrer Note. Derselbe zeichnete mit klaren und entschiedenen Worten die Grenze, bis zu welcher die preußischen Staatsmänner im Nachgeben und Rücksichtnehmen zu gehen bereit seien. Gern wolle man auf andere Vorschläge eingehen oder selbst deren machen, wenn dadurch der dem preußischen Hofe vorzüglich am Herzen liegende Endzweck einer festen Uebereinstimmung der deutschen Fürsten und eines regeren ¹⁾ Eifers in der Theilnahme an der neuen Verfassung erreicht werden könne. „Denn jede Verfassung hat ihr Gedeihen und ihr Fortbestehen nur von dem Geiste zu erwarten, der ihre Mitglieder beseelt.“ Drei Punkte jedoch gebe es, von denen man nicht abgehen könne: eine kraftvolle Kriegsgewalt, ein Bundesgericht, und landständische, durch den Bundesvertrag gesicherte Verfassungen. Unerläßlich seien diese Punkte, weil es sich wesentlich um eine nationale Verbindung handle. „Die Unterzeichneten können sich schmeicheln, daß auch der österreichische Hof die Ansicht theilt, daß die Errichtung einer deutschen Verfassung nicht bloß in Absicht auf die Verhältnisse der Höfe, sondern ebensoviele zur Befriedigung der gerechten Ansprüche der Nation nothwendig sei, die, in der Erinnerung an die alte, nur durch die unglücklichsten Ereignisse untergegangenen Reichsverbinding, von dem Gefühle durchdrungen ist, daß ihre Sicherheit und Wohlfahrt, und das Fortblühen echt vaterländischer Bildung größtentheils von ihrer Vereinigung in einen festen Staatskörper abhängt; die nicht in einzelne Theile zerfallen will, sondern überzeugt ist, daß die treffliche Mannigfaltigkeit der deutschen Völkerstämme nur dann wohlthätig wirken kann, wenn sich dieselbe in einer allgemeinen Verbindung wieder ausgleicht.“

Die Lectio, welche Humboldt in diesen Worten den süddeutschen Höfen ertheilte, war wohl verdient; die Gesinnung, die sie eingegeben hatte, war die allein gemäße und würdige. Zu zweifeln war nur, ob eine so gekünstelte, in der Spitze fünffach getheilte Bundesform jenes so kräftig hervorgehobene nationale Einheitsbedürfniß wirklich

1) Klüber: „engeren.“

zu befriedigen im Stande sei. Der die Bundesglieder beseelende Geist sollte die Mängel der Form vergessen machen: es war nach dem bisherigen Verhalten Bayerns und Württembergs im Gegentheil zu erwarten, daß er jene Mängel doppelt fühlbar machen werde. Kein Wunder daher, wenn dieselbe Gesinnung, welche den Humboldt'schen Entwürfen zu Grunde lag, von einer anderen Seite her einem völlig davon verschiedenen Projecte den Ursprung gab. Dem nationalen Einheitsbedürfnis am nächsten stand das Bedürfnis der kleinen deutschen Staaten. Ihnen zugleich lagen die Gefahren am nächsten, die von einer Fünfherrschaft unzertrennlich schienen. Sie wollten sich gern einem Mächtigsten unterwerfen, aber sie hatten mit Recht keine Lust, dem Ehrgeiz der Mittelmächte Platz zu machen und der organisirten Zwietracht von fünf Regierungen zum Spielball zu dienen. Sie hatten niemals aufgehört, für die Herstellung der Kaiserwürde zu agitiren. Die Kaiserwürde war ebenso Stein's erster Gedanke gewesen. Zwar wußte er, daß sich Oesterreich lau und abwartend dagegen verhielt und daß Preußen schon durch den Sinn der Verträge von Chaumont und Paris die Kaiseridee für beseitigt erachtete. Er beschloß jetzt nichtsdestoweniger, das Verlangen der Kleinstaaten zu unterstützen und demselben durch Rußland Nachdruck zu geben. Von ihm war eine Denkschrift inspirirt, welche Capodistria um dieselbe Zeit dem Kaiser Alexander überreichte, wo die preussischen Staatsmänner mit Metternich über das pentarchische Project zu conferiren begonnen hatten. In jener lebhaften, grostesken und nachlässigen Manier, welche die Schriftstücke des geist- und phantasiereichen Mannes charakterisirt, trug Capodistria die Gedanken Stein's vor. Mit dramatischer Anschaulichkeit schilderte er die Unzuträglichkeiten und die Gefahren der Pentarchie. Unvermeidlich werde dieselbe Eifersucht, Reibungen, Zwietracht erzeugen. Nur zu bald werde, begünstigt von den Intriguen Bayerns und der Rivalität Württembergs, Frankreich von Neuem seine Hand in Deutschland haben. Nun werde Deutschland gegen Deutschland stehn, nun werde sich die ganze Nation im Zustande der Anarchie befinden. Werde Rußland dies ruhig mit ansehen können? Werde Oesterreich nicht, der Einmischung Rußlands gegenüber, zu einer Verbindung mit Frankreich hingetrieben werden? Offenbar, eine starke und dauerbare Constitution sei unmöglich ohne ein einheitliches, sei es erbliches,

sei es wählbares Oberhaupt. Am natürlichsten empfehle sich Oesterreich dazu. Stark durch ganz Deutschland, werde Oesterreich alsdann auf seine unmittelbare Beherrschung Italiens verzichten können und keinerlei Versuchung zu einer Allianz mit Frankreich haben, während Preußen andrerseits, unangefochten in seiner gegenwärtigen Machtstellung, seine politischen Beziehungen zu Rußland werde erhalten können. Gefahr aber drohe keine von dem durch die deutsche Krone verstärkten Oesterreich. Das Uebergewicht, das ihm daraus erwachse, sei nicht angreifender, sondern erhaltender und passiver Natur.

Vortreflich, man sieht es, verstand sich Capodistria auf das Interesse Rußlands: wie ein völlig Unkundiger und mit naiver Oberflächlichkeit sprach er von der Politit Oesterreichs. Weder unkundig noch oberflächlich war Stein. Am 17. Februar trug auch er dem Kaiser Alexander eine Denkschrift über denselben Gegenstand vor. Sie verrieth eine Kenntniß von den Eigenthümlichkeiten Oesterreichs, wie man sie von dem großen Staatsmann erwartet; allein sie hatte ihren Nerv in einer Ausführung, welche, ganz gegen die sonstige Art Stein's, blendend, aber nicht überzeugend, geistreich aber praktisch unhaltbar war. Von den richtigsten Vorderfäßen gelangte Stein zu dem seltsamsten Schlusse. Das größte Interesse, Deutschland stark constituirt und weise verwaltet zu sehn, habe, schon seiner geographischen Lage wegen, Preußen. Das geringste Interesse habe Oesterreich. Zwischen den Bewohnern Oesterreichs und den Deutschen bestehe überdies eine Entfremdung, die ihren letzten Grund in der Verschiedenheit des beiderseitigen Charakters habe. Alles deute auf eine Trennung hin. Man muß daher, — so lautet die Schlussfolgerung, Oesterreich mit Deutschland durch ein Verfassungsbund verknüpfen; man muß Oesterreich für Deutschland gewinnen, indem man ihm durch Uebertragung der erblichen Kaiserwürde einen Einfluß und ein Uebergewicht einräumt, wodurch die beiden Länder in eine auf Pflicht und Interesse beruhende Wechselbeziehung treten.

Nicht leicht war es, die in diesen Denkschriften gegen die Zweckmäßigkeit eines Fünferdirectoriums erhobenen Einwände zu beseitigen. Es war so, wie Stein, anknüpfend an die Ausführungen Capodistria's, gesagt hatte: man hatte ein solches Directorium nicht aufgestellt, weil man es für eine gute Einrichtung hielt, sondern es

war lediglich ein Product der zwischen Oesterreich, Preußen und Bayern bestehenden Eifersucht. Nicht schwer, andrerseits, war es, das Ungenügende und blos Speciöse in der von Stein und Capodistria für ein österreichisches Kaiserthum vorgebrachten Argumenten nachzuweisen. Das Eine wie das Andre übernahm Humboldt. Seine auf Hardenberg's Anregung Ende Februar abgefaßte Denkschrift ist das Glänzendste und Gründlichste, was über den Gegenstand geschrieben werden konnte.¹⁾

Es ist unmöglich, so führt diese Denkschrift aus, einem deutschen Kaiser die ausgedehnte Macht zu geben, die er haben müßte. Preußen würde sich einer solchen nicht unterwerfen können, Bayern und die übrigen mächtigeren Staaten nicht wollen. Ohne diese Macht aber würde der Kaiser stets das Interesse seiner eignen Staaten dem Interesse Deutschland's voranstellen. Von Oesterreich nämlich ist die Rede, und von Oesterreich gerade gilt das Gesagte doppelt. Das Haus Habsburg hat stets die Staaten, die es in Deutschland besaß oder beeinflusste, ihren Verpflichtungen gegen das Reich zu entziehen, sie dem deutschen Interesse zu entfremden gesucht. Dies hat es gethan, als es durch Besitz und Einfluß noch vielfach mit den übrigen deutschen Staaten verzweigt war. Wie viel mehr jetzt? „Jetzt, wo alle politischen Interessen Oesterreichs sich nach dem Osten und nach Italien hinrichten, ist es Deutschland noch ungleich fremder geworden. Durch die Natur der Sache selbst würde es dahin gebracht werden, die Kaiserkrone entweder als eine nichtsbedeutende Prærogative zu betrachten, die es erforderlichen Falls wichtigeren Interessen opfern dürfe — was gefährlich für Deutschland wäre, — oder sie als ein Mittel zu betrachten, seine Einzelmacht als selbständiger Staat zu vergrößern, — was nicht blos für Deutschland, sondern auch für Europa gefährlich wäre.“ Ausgerüstet mit der Kaisermacht würde es, im Fall eines zwischen Oesterreich und Preußen ausbrechenden Zwiespalts, zu den kleineren Staaten in ein Verhältniß, wie Frankreich zum Rheinbunde treten. Von Zweien Eins. Man suche den möglichen Mißbrauch der kaiserlichen

1) Sie findet sich bei Perz, IV. 752 ff., nicht in den G. W. Bei Perz, dessen Darstellung wir auch übrigens als Quelle für das Obige benutzen, finden sich ebenso die Denkschriften von Capodistria und Stein.

Autorität durch das Gegengewicht von beschränkenden Institutionen zu verhüten. Man hat alsdann dem Spiel der Eifersucht, des Mißtrauens, der Intrigue, allen den Reibungen Thor und Thür geöffnet, die man von dem Directorialsystem befürchtet. Oder man lege dem Kaiser eine schrankenlosere Machtvollkommenheit bei. Man übertrage ihm z. B. die alleinige Entscheidung über Krieg und Frieden. Alsdann — und ohne es zu sagen, appellirt damit Humboldt an die Erfahrungen der jüngsten Vergangenheit — alsdann wird Oesterreich im Stande sein, die gerechteste und hochherzigste nationale Bewegung zu hemmen. Deutschland würde sich an die Geschicke Oesterreichs als einer europäischen Großmacht gefesselt sehen, in alle Wechselfälle derselben wider Willen verwickelt sein. Denn man hoffe nicht, irgend eine Vorkehrung treffen zu können, um Oesterreich als Haupt von Deutschland von Oesterreich in seiner Eigenschaft als europäische Großmacht zu unterscheiden: alle solche Unterscheidungen würden immer nur auf dem Papiere bestehen. Und wie in Beziehung auf die äußere, so in Beziehung auf die innere Politik. Die Entscheidung würde auch hiefür bei Oesterreich sein. Den Ausschlag würden auch hiefür Oesterreichs europäische Machtbeziehungen und der Geist des österreichischen Regierungssystems geben. Der Einfluß der öffentlichen Meinung, dem eine föderative Verfassungsform Raum giebt, würde Nichts sein. Das aber entspricht nicht dem Geiste der deutschen Nation. Dieser Geist ist kein Geist der Unruhe oder der Widersätzlichkeit, aber er ist fortschrittsbegierig und bildungslustig, er „widerstrebt jener Unbeweglichkeit, für welche die Erfahrung nichts ist und an der die Jahrhunderte nutzlos vorübergehen.“

Das war so deutsch wie preussisch, das war so deutlich wie richtig gesprochen. Das war, genau gesehen, eine Polemik gegen Oesterreich, deren schlagende Wahrheit am allerwenigsten Stein hätte verkennen sollen. Vielleicht gerade deshalb fand weder Form noch Inhalt der Humboldt'schen Denkschrift in seinen Augen Gnade. Er mußte im Herzen ohne Zweifel dem Allen beistimmen, was die Denkschrift gegen ein österreichisches Kaiserthum ausführte, und er mußte doch zugleich von ganzem Herzen an der Ueberzeugung festhalten, daß eine deutsche Verfassung ohne einheitliche Spitze ein elendes Flickwerk bleiben müsse. Schlagend war Alles, was Humboldt gegen die Hegemonie des Hauses Habsburg vorgebracht hatte: schlagend

war Alles, was Stein und Capodistria gegen die Pentarchie rai-
sonnirt hatten. Durch ein theoretisches Blendwerk hatte sich Stein,
wie wenig dies sonst seine Gewohnheit war, über die handgreiflichen
Gefahren getäuscht, oder zu täuschen gesucht, die eine Beherrschung
Deutschlands durch Oesterreich mit sich bringen mußte. Dies Blend-
werk hatte Humboldt ohne Mühe zerstört; aber er war seinerseits
einer nicht minder speciösen Selbsttäuschung verfallen. Schwach war
Alles, was Capodistria von dem „blos erhaltenden und passiven“
Uebergewicht Oesterreichs, was Stein von der „Bindung Oester-
reichs durch Banden der Pflicht und des Vortheils“ gesagt hatte.
Schwach, ganz ebenso schwach war Alles, was Humboldt's Denk-
schrift zu Gunsten des föderativen, d. h. des pentarchischen Systems
vorgebracht hatte. War es etwa mehr als eine theoretische Illusion,
wenn behauptet wurde, daß sich die fünf deutschen Regierungen an
der Spitze des Bundes von dem Einfluß der öffentlichen Meinung
und von dem Reformverlangen der deutschen Nation würden regieren
lassen? Und was soll man sagen von der Schlusausführung der
Denkschrift? In alle Wege hänge die Ruhe und Sicherheit Deutsch-
lands von der Etnigkeit Preußens und Oesterreichs ab. Ein Haupt-
gesichtspunkt bei der Errichtung einer deutschen Verfassung müsse also
darin bestehen, jeden Anlaß zu einer Entzweimng beider Mächte nach
Möglichkeit fern zu halten, und vorzuzorgen, daß, in dem unglück-
lichen Falle eines Krieges zwischen ihnen, der Zusammenstoß für
Deutschland und Europa weniger fühlbar sei. Die Kaiserwürde nun
schaffe durch ihre Existenz selbst ein System des Gegensatzes zwischen
Oesterreich und Preußen und zwingt Deutschland, im Falle eines
Krieges, entweder sich auf die Seite des Ersteren zu stellen, oder
die Verfassung zu brechen. Das Föderativsystem dagegen mache alle
Berührungen zwischen beiden Staaten sanfter und gefahrloser; selbst
wenn sich demungeachtet ein Kampf entwickle, so sei durch die Ver-
fassung selbst die Möglichkeit gegeben, daß Deutschland unter dem
Schutze Bayerns und anderer mächtigeren Bundesstaaten und unter
dem Schutze der Mächte des Auslandes seine Neutralität bewahre.
Selbst endlich, wenn es in den Kampf mit fortgerissen würde, würden
sich seine Fürsten wahrscheinlich zwischen beiden Kämpfenden theilen
und deren Gewicht eben dadurch für Europa minder furchtbar werden.
War diese Auseinandersetzung etwas Anderes als ein Eingeständniß,

daß das Föderativsystem ein System verfassungsmäßiger Anarchie sei? Hieß dies die Directorialregierung vertheidigen oder sie verspotten? Hatte derjenige ein Recht, von dem Bundesgericht als dem „letzten und nothwendigsten Schlußstein des Rechtsgebäudes in Deutschland“ zu sprechen, der sich mit so kläglichen Fundamenten für dies Gebäude zu begnügen bereit erklärte?

Dann freilich, wenn selbst ein Mann wie Humboldt kein Arg dabei hatte, an die Anarchie und die *itio in partes* als nothwendige Momente der Verfassung zu appelliren und sogar rheinbündnerische Coalitionen im Voraus in seine Rechnung mitaufzunehmen; dann freilich, wenn selbst die zwei bestgesinnten und urtheilsfähigsten Staatsmänner in so ganz entgegengesetzte Ansichten auseinandergingen: dann freilich war Einer der Humboldt'schen Gründe für das pentarchische Project unwiderleglich, — der Eine, daß es „unter den gegebenen Umständen das Einzige sei, was sich erreichen lasse.“ Wie groß immer die Mängel einer bloß föderativen Verfassung seien: — „elle seule est possible!“ Was half es nun, daß alle Prämissen zu dem richtigsten Schlusse in den beiderseitigen Denkschriften zu Tage gekommen waren? Nur unter einer starken einheitlichen Leitung kann Deutschland zu einer Verfassung gelangen, die in sich selbst die Bürgschaft der Dauer und der Macht trägt. Oesterreich darf diese Leitung nicht anvertraut werden; denn Oesterreich ist ein wesentlich undeutscher Staat, und Preußen kann sich ihm nimmer unterwerfen. Das größte Interesse an Deutschland hat Preußen. Es ist nicht, wie Oesterreich, auf das Princip des Stillstandes und der Aufklärungsfurcht gegründet. Es ist nicht, wie Oesterreich, durch seine Lage, seine Interessen, seine europäische Stellung von Deutschland ab-, sondern auf Deutschland hingewiesen. Und weiter. Die Verfassung Deutschlands muß so beschaffen sein, daß die öffentliche Meinung und der Geist der Nation sie beeinflussen kann. Sie muß endlich so beschaffen sein, daß sie Preußen nicht mit Oesterreich fortwährend compromittirt. Die Verbindung Oesterreichs mit Deutschland, sagte Stein, ist für Deutschland unerläßlich. Die Ruhe, die Sicherheit, der Machteinfluß Deutschlands, sagte Humboldt, wird allezeit auf dem einträchtigen Zusammenwirken Preußens und Oesterreichs beruhen. Die Summe aller dieser Gegebenheiten, das Wort des verwickeltesten Räthfels lag so weit nicht.

Unserer eigenen Zeit und einem Manne, dessen Genossenschaft sich die Stein und Humboldt zur Ehre gerechnet haben würden, war es vorbehalten, die Lösung in wenigen großen und klaren Zügen zu formuliren. Die einzige Form, unter der sich Deutschland seinen Interessen gemäß constituiren kann, ist der Bundesstaat ohne Oesterreich unter der einheitlichen Leitung Preußens. Die einzige Regierungsweise, bei der auch unter einem einheitlichen Haupt die öffentliche Meinung zur Geltung gelangen kann, ist die parlamentarische. Das einzige Verhältniß, durch welches, trotz der preußischen Hegemonie, trotz eines deutschen Parlaments, trotz der Ausschließung Oesterreichs aus dem Bundesstaat, Preußen und Oesterreich in Eintracht, Oesterreich und Deutschland verbunden bleiben können, ist das Verhältniß einer engen und unauflösbaren, die beiderseitigen Interessen sorgfältig berücksichtigenden Union. — Es ist nicht ausgemacht, ob eine kommende Generation die Verwirklichung dieses Gedankens sehen wird, nachdem die gegenwärtige ihn zuerst mit Begeisterung begrüßen, dann in ungeschickten und treulosen Händen verderben, endlich beschimpfen und verhöhnen gesehen hat. Die Generation des Wiener Congresses brachte den Gedanken selbst nur bruchstückweise zusammen. Keiner der rathschlagenden Staatsmänner, wenn nicht Stein in einzelnen Momenten des Unmuths, dachte an die Möglichkeit einer Ausschließung Oesterreichs. Von einer Volksvertretung beim Bunde schrieben die Journalisten, aber Humboldt sagte: bis dahin sei noch ein weiter Weg.¹⁾ An ein preußisches Kaiserthum wagte man nur so zu denken, wie man an etwas denkt, woran man verzweifelt. Stein hatte früher von Oesterreich oder Preußen gesprochen. Er formulirte gegenwärtig die Kaiseridee einfach als ein erbliches österreichisches Kaiserthum. Nur die Capodistria'sche Denkschrift stellte auch jetzt noch die Alternative der Erblichkeit und der Wählbarkeit, und sie schloß mit einem Wink für die Zukunft. Es komme darauf an, sich mit Oesterreich wegen der Annahme der Kaiserkrone zu verständigen. Weigere sich Oesterreich, so sei dies keine Sache, die sich mit Gewalt durchsetzen lasse. Genug, wenn man für jetzt das allein Passende ausspreche und begründe. Genug, wenn man sich das Recht vorbehalte, bei günstiger Gelegenheit in

1) B arnhagen, Denkwürdigkeiten, VII. 293.

Zukunft — sei es mit Oesterreich, sei es mit Preußen, darauf zurückzukommen.

Unter diesen Umständen hatte ohne Zweifel Humboldt Recht: *la fédération seule est possible*. War aber nur ein Bundessystem nach dem eigenen Urtheil und Willen der preussischen Staatsmänner möglich, so hätten sie leicht begreifen sollen, daß dieselben „gegebenen Verhältnisse“, auf die sie sich beriefen, auch nur das aller schlechteste Bundessystem möglich machten. So viel Hoch- und Freisinnigkeit neben soviel Rücksicht auf die elendeste Wirklichkeit, — das mußte wohl mit völligem Unterliegen unter der letzteren enden. Die tapferen Worte über die Nothwendigkeit, das Bedürfniß der Nation zu befriedigen, über die Unerläßlichkeit eines Bundesgerichts, einer starken Kriegsgewalt und repräsentativer Einzelverfassungen, diese Worte mußten nothwendig zu Schanden werden, wenn man doch principiell und für den Grundplan der Verfassung von dem gerade Entgegengesetzten, — nicht von dem Bedürfniß der Nation, sondern von dem Eigensinn ihrer Regierungen, nicht von dem Einheitsverlangen jener, sondern von der Zwietracht und Eifersucht dieser ausging. Es kam wie es mußte. Der innere Widerspruch in den Motiven des preussischen Entwurfs durchlöcherete denselben dergestalt, daß zuletzt kein Paragraph davon auf dem andern blieb. Diejenigen trugen den Sieg davon, die sich von Hause aus das Ziel niedrig gesteckt und sich niemals mit idealeren Anschauungen bemengt hatten. Ihr Weg war schlecht, aber er war einfach. Sie verzichteten auf das Lob, das Gute auch nur gewollt oder gemeint zu haben: sie ersparten sich den Tadel, es gewollt, aber preisgegeben zu haben. Nach unsäglichem Bemühen langten Humboldt und Hardenberg genau da an, wo Bessenberg und Metternich mit geringer Mühe die Dinge hinlenkten.

Zwar das Ereigniß, dessen Kunde Wien am 7. März erreichte, wäre wohl geeignet gewesen, die deutschen Fürsten und Staatsmänner noch einmal an das Eine zu erinnern, was Noth thue. Auch fühlte man allgemein, daß die Gefahr, mit welcher das Wiedererscheinen Napoleon's ganz Europa bedrohte, eine Beschleunigung vor Allem des deutschen Verfassungswerkes fordere. Abermals schlug Stein vor, daß man sich über die wesentlichsten Punkte vereinigen, die nähere Entwicklung den versammelten Abgeordneten des gesammten

Bundes überweisen möge. Eine neue Aufforderung, eine dem Bedürfnis der Nation entsprechende Verfassung in's Werk zu richten, erging von den kleineren Staaten, und zum letzten Mal wurde dabei die Kaiseridee zur Sprache gebracht. Für Beschleunigung war auch Preußen und sprach auch Oesterreich. Ueber Beseitigung der Kaiseridee einverstanden, erklärten sie, daß der Congreß nicht auseinandergehen solle, ehe die Grundlagen der deutschen Verfassung gelegt wären. Zu gemeinsamer Berathung wurden Ende März die Abgeordneten sämmtlicher deutscher Staaten eingeladen, und ein neuer Entwurf wurde von Preußen für diese Berathungen in Bereitschaft gehalten. Humboldt wiederum war der Verfasser dieses Entwurfes. Er begann mit demselben, für die schiefe Stellung zu büßen, die er als Vermittler der idealsten Forderungen und der schlechtesten Wirklichkeiten von allem Anfang an freiwillig eingenommen hatte. In dem undankbarsten Material arbeitend, hatte er von nun an fortwährend zwischen seiner Ueberzeugung und zwischen dem Drange der Nothwendigkeit zu laviren. Einmal angelangt auf der geneigten Ebene der Nachgiebigkeit, war er gezwungen, zwischen das Beste und das Schlechteste immer neue Mittelglieder einzuschieben und für das Mittelmäßige immer neue Formeln zu ersinnen. Seine Kunst und Betriebsamkeit im Formuliren von Nachgiebigkeiten erinnert von hier ab an das schematisirende Verfahren eines neueren preussischen Staatsmanns, der, wie tief auch sonst unter Humboldt, darin ihm gleich, daß seine theoretischen Gaben stärker als seine praktischen und daß er im Erfinden schwach, im formulirenden Zurechtmachen groß war. Wie die in immer größere Ferne zurückweichenden Nebelbilder des preussisch-deutschen Unionsprojectes unter der Hand des Herrn von Radowiz sich dennoch immer wieder fixiren und gestalten mochten, das ist uns Heutigen in gutem Gedächtniß. Nicht unähnlich war dasjenige, was dem deutschen Verfassungsproject auf dem Wiener Congreß durch Humboldt widerfuhr. Schon die vierzehn Artikel, zu denen Humboldt jetzt seinen ehemaligen Entwurf zusammengeschmolzen hatte, waren nichts als ein formulirter Rückzug, eine Transaction mit den staatenbündnerischen Anschauungen, auf welche ein von Wessenberg verfaßter österreichischer Entwurf hinauswollte. Die Münze sollte jedoch noch schlechter werden. Eine abermalige Pause, die während des Aprils in der Förderung der ganzen Angelegenheit eingetreten

war, gab zu einer neuen Redaction Zeit, und diese neue Redaction ging abermals einige Schritte näher an die Bestimmungen des Wessenberg'schen Entwurfs heran. Noch war der ursprüngliche Stempel zur Noth zu erkennen, aber das Gepräge war stumpfer, das Gewicht leichter geworden. Noch waren die unerläßlichsten Dinge stehen geblieben, aber sie waren so modificirt, daß sie keiner vernünftigen Anwendung mehr fähig blieben. Und nun war die Zeit gekommen, wo Oesterreich die durch sein Zaudern gepflegte Ermüdung und Ungebuld nutzen durfte. Nun, am 7. Mai, erklärte es, daß die Verhandlungen beginnen sollten. Eine Umarbeitung des Wessenberg'schen Entwurfs wurde als Gegenentwurf gegen den letzten Humboldt'schen übergeben. Es war neuer Stoff zu einer neuen Vermittlungsformel. Als der Monat Mai beinahe um war, nach zahlreichen Zusammenkünften, war man mit dieser Formel zu Stande. Ein Entwurf war vereinbart, in welchem, wie Stein sich ausdrückte, sehr viel von den Mediatistiren, sehr wenig vom deutschen Volke die Rede war, — ein Entwurf, in welchem die Garantie landständischer Rechte und Verfassungen auf den unbestimmten und allgemeinen Satz herabgebracht war: „es soll in allen deutschen Staaten eine landständische Verfassung bestehen.“ Und noch war man nicht am Ende. Was das bisherige Zögern noch nicht verdorben hatte, das verdarb die nunmehrige Uebereilung. Es folgten vom 26. Mai bis zum 8. Juni eine Reihe von Gesammtberathungen. Nichts versüßte der Einspruch der Bessergesinnten gegen die kahlsten und schlechtesten Bestimmungen. Wohl aber fiel noch am letzten Tage das Bundesgericht, — jenes Bundesgericht, welches die Humboldt und Hardenberg vor vier Monaten noch für den letzten und nothwendigsten Schlußstein des deutschen Rechtsgebäudes erklärt hatten! Auch sie unterzeichneten die Bundesacte. Mit ihrer Gesinnung und Ueberzeugung fanden sie sich durch zwei Papiere ab: Hardenberg durch die Verordnung vom 22. Mai über die in Preußen zu bildende Repräsentation des Volkes, Beide durch die Erklärung, mit der sie ihre Zustimmung zur Bundesacte motivirten. Sie hätten gewünscht, erklärten sie, daß dieser Urkunde eine größere Ausdehnung, Fertigkeit und Bestimmtheit wäre gegeben worden. Besser jedoch, vorläufig einen weniger vollständigen und vollkommenen Bund zu schließen, als gar keinen. Den Berathungen der Bundesversammlung in Frankfurt bleibe es frei, den Mängeln der Verfassung abzuwehren.

Nur durch diese Betrachtungen bewogen, hätten sie geglaubt, ihre Unterzeichnung nicht vorenthalten zu müssen.

So war das Ende der deutschen Angelegenheiten, so war der Ursprung des Bundestages. Am 11. Juni war die Bundesacte; zwei Tage vorher war die Schlußacte des Congresses unterzeichnet worden. Man befand sich mitten im Kriege, als die Bevollmächtigten Wien verließen. In der besten Arbeit am europäischen Friedenswerke waren sie durch die Nachricht von der Rückkehr des großen Friedensstörers überrascht worden. „Vortrefflich! das giebt Bewegung,“ hatte Humboldt bei der Botschaft ausgerufen, welche Andere mit Schrecken, noch Andere mit verrätherischen Hoffnungen erfüllte. Er versprach sich von der drohenden Aussicht auf neuen Kampf eine wirksamere Förderung der stockenden Geschäfte als von der Ruhe, welche nur allzurash die Saat der Eifersucht, der Intrigue und der Uneinigkeit in die Höhe getrieben hatte. Es war wohl Ursache zur Eile. Man hatte es mit einem raschen Manne und einem raschen Volke zu thun. Napoleon war so geschwind in der Residenz Ludwig's XVIII., wie er ehemals in den Hauptstädten von Oesterreich und Preußen erschienen war. Indem man noch beschäftigt war, die von Napoleon durcheinandergeworfenen Staaten und Throne Europa's wiederzusammenzulesen und wiederaufzubauen, war der Grundstein der neuen Ordnung, das bourbonische Frankreich, schon wieder aus den Fugen gerissen. Auf dem Friedenscongreß daher mußte man zu neuem Kriege rüsten. Eine erste Erklärung der acht Unterzeichner des Pariser Friedens gegen Napoleon trug die Spuren der Hast und Ueberraschung an der Stirn. Es folgte die Erneuerung des Bündnisses von Chaumont durch die vier Großmächte; weiterhin eine Reihe von Beitrittsverträgen mit den übrigen Staaten. Hier war es, wo sich auch für Humboldt während des März und April neue Arbeit ergeben hatte. Er war bei den Einzelverträgen mit den größeren, er war bei der Gesamtverhandlung über den Beitritt der kleineren deutschen Staaten beschäftigt worden. Er hatte bei letzterer einen nicht unbedeutenden Versuch gemacht, das Interesse Preußens und dessen dereinstige Stellung in Deutschland im Voraus zu wahren. Dies war der Sinn der Bestimmung im ersten Artikel des Vertrages, daß der Anschluß der kleinstaatlichen Truppen an die großen Armeen „nach der geographischen Lage der Staaten“ er-

folgen solle. Es galt, nach den Vortheilen, welche Oesterreich in Süddeutschland errungen hatte und die es im Begriff war, durch die deutsche Verfassung in ganz Deutschland zu erringen, die Hegemonie Preußens über den Norden zu sichern und die Mainlinie als die Grenze des österreichischen Einflusses zu fixiren. Nicht ganz drang er mit dieser Tendenz durch. Als Schutzredner für die Unabhängigkeit der kleinen Fürsten mußte er zufrieden sein, den von Gagern in Antrag gebrachten Zusatz, daß bei dem Anschluß überdies auf die speciellen Beziehungen der kleinen Staaten Rücksicht zu nehmen sei, zu dem unverfänglicheren abzustumpfen, daß außer der geographischen Lage die militärische Zweckmäßigkeit entscheiden solle.¹⁾

Auch Humboldt's Geschäfte in Wien waren endlich beendet. Einer der Ersten, war er auch einer der Letzten auf dem Platze. Bis Mitte Juni mit Nacharbeiten des Congresses beschäftigt, verließ er mit einigen andern Nachzüglern den Congressort erst, als Blücher und Wellington bereits die Schlacht bei Belle-Alliance geschlagen hatten. Auf dem Wege nach Berlin erfuhr er die Siegesbotschaft. Dennoch hielt er nicht dafür, daß das Ende des ganzen Kampfes so nahe bevorstehe. Noch weniger rechnete er auf einen zweiten Einzug in Paris; denn nicht leicht, meinte er, wiederhole sich in der Geschichte kurz hintereinander dieselbe Wendung. Marschall Vorwärts und Gneisenau machten diese geschichtsphilosophische Reflexion zu Schanden. Während Humboldt in Berlin seinen Aeschylus von Neuem vorgeschaut hatte, um in Muße, unter Wolf's Beistand, an seiner Uebersetzung zu feilen, hatte sich die Macht des rächenden Schicksals rasch an dem Manne der Vermessenheit offenbart. Die Dichtung reichte nicht an die Wirklichkeit. Eine Kunde, größer als die, welche die flammenden Feuerzeichen dem Wächter auf dem Dach der Atriden meldeten, flog durch Europa. So schnell fast als in der Tragödie die Ankunft des Agamemnon auf die Botschaft von dem Falle Troja's, so schnell folgte die Capitulation der feindlichen Hauptstadt auf die Niederlage des Kaisers bei Waterloo. Abermals mußte Humboldt seine wissenschaftliche durch die diplomatische Thätigkeit unterbrechen. Er durfte hoffen, daß dieselbe diesmal zu erfreulicheren

1) S. Gagern, a. a. O., II. 164. 165, vergl. mit Klüber II. 280, Artikel 1 des *Traité d'accession*.

Resultaten führen werde, als in Wien und als das erste Mal in Paris. Nur mit den Engländern hatten ja die Preußen diesmal die Arbeit und den Ruhm der Waffen zu theilen gehabt. Es schien eine leichte und glorreiche Aufgabe, den Kampfspreis mit Mäßigung zu bestimmen und mit Entschiedenheit einzufordern, welchen der Tapferkeit des preussischen Heeres selbst der Neid nicht werde verweigern dürfen. In siegesfroher Laune reiste Humboldt über Frankfurt nach Paris. In Saarbrücken vereinigte er sich mit Hardenberg und dem übrigen preussischen Diplomatenpersonal; seine Gegenwart trug nicht wenig dazu bei, die Heiterkeit und Zuversicht der Gesellschaft zu vermehren.¹⁾

Bald jedoch und vollständig sollte er enttäuscht werden. Weit entfernt, daß der wunderbar rasche und glückliche Erfolg der verbündeten Waffen den Siegern, so kam er vielmehr dem besiegten Theile zu Statten. Die Gefahr, welche noch einmal Europa bedroht hatte, schien, nachdem sie durch einen einzigen Schlag war beseitigt worden, um so gewisser niemals wiederkehren zu können. Im Momente des Sieges war das Band zerrissen, welches die vielfach auseinandergehenden Interessen der gegen das Napoleonische Frankreich verbündeten Mächte zusammengehalten hatte. Aeltere Beziehungen und natürlichere Wahlverwandtschaften drängten sich hervor, sobald der unnatürliche Zwang, den Napoleon auf den Welttheil geübt hatte, sobald die Besorgniß vor einem übermächtigen Frankreich verschwunden war. Schon auf dem Wiener Congreß war dies hervorgetreten; es mußte noch viel mehr hervortreten, seit in Folge dieses Congresses die europäischen Staaten sich neu geordnet und den Schwerpunkt ihrer eigenthümlichen Interessen wiedergefunden hatten. Nicht mehr die Erinnerung an die nächste Vergangenheit, sondern die Berechnung des nun folgenden Zustandes und Entwürfe der Zukunft lenkten die Politik der Monarchen und Staatsmänner. In dieser Berechnung und in diesen Entwürfen spielte die Sicherung gegen erneute Eroberungspläne Frankreichs nur für Deutschland und vor Allem für Preußen eine Rolle. Am allerwenigsten lag eine Schwächung Frankreichs im Interesse Rußlands. Von dem Einfluß, welchen Stein durch Kaiser Alexander auf Rußland ausgeübt hatte, mußte es sich losmachen, um zu den alten Traditionen seiner Politik, zu dem Testamente Peter's

1) Barnhagen, Denkwürdigkeiten, VII. 142 ff.

des Großen zurückzuführen. Es durfte die Früchte seiner Befrei- und Beschützerrolle nicht dadurch wieder preisgeben, daß es die deutschen Staaten von dem Bedürfniß seines Schutzes für die Zukunft befreite. Es konnte nicht wünschen, daß Deutschland und Preußen stark und selbständig würde, und es konnte am wenigsten wünschen, daß dies auf Kosten Frankreichs geschähe. In der Seele Alexander's hatte ein Gedanke Platz gegriffen, der seine ganze Einbildungskraft in Flammen setzte und den Capodistria mit dem ganzen verschwiegeneu Eifer nährte, dessen die Vaterlandsliebe bei den Angehörigen einer unter dem Joche der Knechtschaft seufzenden Nation fähig ist. In Paris träumte Alexander von Byzanz, und seit Jahren brütete Capodistria über dem Project der Befreiung Griechenlands. Nur in Frankreich konnte man für dies byzantinisch-griechische Project einen Bundesgenossen hoffen, um den von England und Oesterreich zu besorgenden Widerstand in Schach zu halten. Den Schwachen zu beschützen, den Unterliegenden wiederaufzurichten lag im Vortheil, und es war ebenso im Geschmace des ritterlichen Kaisers. Es kitzelte seine Eitelkeit und es förderte seine Zwecke, den Großmüthigen zu spielen. Von den Franzosen in jeder Weise umschmeichelt; berathen von Capodistria, der auf die Befreiung seiner Landsleute, und von Pozzo di Borgo, der auf ein französisches Portefeuille speculirte: — so war Alexander der Erste, der auf die Seite der Besiegten trat und sich jeder Beeinträchtigung Frankreichs widersetzte.

Es war seltsamer und unnatürlicher, daß dieselben Grundsätze der Schonung von Wellington und Castlereagh getheilt wurden. Denn die Politik Wellington's war nicht identisch mit den Interessen Englands, und sie lief hart gegen die öffentliche Meinung des Landes. Englisch freilich waren die Ansichten des edlen Herzogs dennoch. Eine englische Anschauung war es, sich nicht für die Erringung von Vortheilen zu erhitzen, die, sofern sie in Landabtretungen bestünden, dem Insellande doch nicht zu Gute kommen könnten. Ein Calkül ebenso des insularen Egoismus war es, daß man jedes Arrangement vermeiden müsse, welches England auf's Neue in einen Continentalkrieg verwickeln könnte. So waren Wellington's staatsmännische Ansichten. Andre Gründe gehörten dem Feldherrn an; noch andre hatten ihre Quelle in seiner persönlich engen Verbindung mit Fouché und Talleyrand. Seine Ansichten aber waren die Ansichten Castle-

reagh's. Höchstens Gründe wie der, daß in der Politik Sicherheit auf sieben oder zehn Jahre das Maximum sei, wofür menschliche Vorsicht sorgen könne, waren diesem eigenthümlich. Vollkommen abhängig von Wellington, war Seine Lordschaft froh, in der Zustimmung Frankreichs zu dem Verbot des Negerhandels einen Talisman zu besitzen, der ihn gegen den Unwillen des Parlaments schützen werde. Nichts versingen dem gegenüber die Verdienste, welche sich Preußen auf dem Schlachtfelde um die Engländer erworben hatte. Gerade von seinen Kampfgenossen sah sich Preußen am schöndesten verlassen und durchkreuzt.

Es sah sich angewiesen auf die Unterstützung Oesterreichs, der Niederlande und der deutschen Mittelstaaten. Allein die Unterstützung der Letzteren konnte nur bei der weisesten Benützung von Einfluß werden. Die Niederlande hätten nur dann ein stärkeres Gewicht in die Waagschale werfen können, wenn sie im Stande gewesen wären, Englands Stimme für sich zu gewinnen. Die Unterstützung Oesterreichs endlich war die unzuverlässigste von der Welt; denn es war die eines vereilungsfüchtigen Intriguanten und die eines übelwollenden Nebenbuhlers. Genöthigt, mit solchen Verbündeten zu handeln, hätte Preußen nach allen vorausgegangenen Erfahrungen seine Forderungen bei Zeiten formuliren, es hätte seine Bedingungen vor dem Kampfe stellen sollen. Statt dessen hatte man eine Erklärung und einen Allianzvertrag unterzeichnet, die jetzt als Waffen gegen Preußen gebraucht werden konnten. Andre Fehler wurden in Paris begangen. Zur Ehre Humboldt's jedoch muß es gesagt werden, daß er nur in geringem Maaße auch für diese verantwortlich ist. Von Neuem gab er Beweise seiner erstauulichen Arbeitskraft. Hardenberg war anfangs durch ernstliches Unwohlsein von den Geschäften entfernt gehalten. So sehr daher mußte ihn der zweite Bevollmächtigte übertragen, daß derselbe später selbst erkrankte. Selten, außer in den Mußestunden der Tischzeit, wurde Humboldt sichtbar. Bei Tag und bei Nacht schrieb er stundenlang in einem Zuge fort, und dann wieder in kleinsten Abschnitten zahlreicher Unterbrechungen: — „immer in gleicher Klarheit, Schärfe und Sicherheit.“¹⁾ Es war dies das geringste seiner Verdienste. Er hat auf das größere

1) Barmhagen, a. a. D., S. 200 und 221.

Anspruch, daß er überall beflissen war, die Fehler Andrex zu verbessern oder unschädlich zu machen. Kein Andrex war preussischer und in einem besseren Sinne preussisch. Kein Andrex vertrat das einzig Vernünftige mit größerem Eifer und zugleich mit größerer Würde und Mäßigung. Niemals, mit Einem Worte, entfalteten sich die diplomatischen Talente und der staatsmännische Charakter des Mannes in glänzenderer und tadelloserer Weise.

Nicht wenig zunächst schadete den Preußen in Paris das barsch-militairische Auftreten Blücher's und Sneyenau's. Es schadete doppelt, je mehr es gegen die galante Ritterlichkeit Alexander's und gegen das gentlemanartige Benehmen des englischen Feldherrn abfiel. Einen vollendeteren Gegensatz jedoch konnte es nicht geben, als den martialischen Blücher und den feingebildeten Humboldt. Charakteristisch ist die Scene, die uns aus der ersten Zeit des Pariser Aufenthalts ein Augenzeuge geschildert hat.¹⁾ Humboldt und andre Mitglieder der preussischen Diplomatie saßen an der Tafel des Gasthofs Rocher de Cancalle, als Blücher und Sneyenau in den Saal traten. Kaum hatten die Angekommenen Platz genommen, so machte der alte Handegen seinem Herzen Luft. Er schalt und schimpfte gegen die Bourbonen, gegen den Grafen Münster, gegen Abwesende und Anwesende. Auch an Humboldt richtete er seine verbindlichen Aeußerungen: es wäre besser gewesen, wenn er und alle Diplomaten noch weggeblieben wären; sie würden sicher Alles wieder verderben. Die Ehre der Feder und des Wortes stand gegen die Ehre des Schwertes auf dem Spiel. Und sie ward von Humboldt nicht im Stich gelassen. „Ungleichartigere Streitkräfte“ — sagt Barmhagen — „konnte man nicht gegeneinandergestellt sehn. Ob die Keule oder der Stoßbegen die bessere Waffe sei, blieb unbestimmt. Aber soviel war klar: Humboldt stand nicht im Nachtheil, und als man sich etwas näher verständigt hatte, stieß man zusammen auf guten Erfolg und auf beste Eintracht an.“ Man war in der That in der Hauptsache einig. In Einem Punkte unterstützte die Humboldt'sche Diplomatie mit Nachdruck die zugreifende Derbheit Blücher's. Wie Blücher der Erste gewesen war, der bei der Capitulation von Paris auf der Rückgabe der von den Franzosen geraubten Kunst- und Lite-

1) Barmhagen, a. a. O., S. 170.

raturschätze bestanden hatte, so verwandte auch Humboldt allen seinen Einfluß, daß den Räubern nichts geschenkt werde, was man ein Recht habe zurückzufordern. Vor Allem seinen Bemühungen, bei Franzosen und Italiänern, verdankt es die Heidelberger Bibliothek, daß sie von Neuem in den Besitz des werthvollsten Theils jener literarischen Schätze gelangte, die im dreißigjährigen Kriege nach Rom entführt und von denen Einiges dann in den Revolutionskriegen nach Paris gewandert war.¹⁾ Es fehlte übrigens nicht an Gelegenheiten, wo der Diplomat dem Soldaten Widerpart halten mußte wie im Gasthof Rocher de Cancale. Er suchte zu versöhnen, wo das Auftreten Blücher's verletzt hatte.²⁾ Er suchte zu biegen, was jener brechen wollte. Nicht seine Schuld war es, wenn man schließlich die Macht preussischer Bildung und Intelligenz nicht bequemer fand als das rauhe Gebahren des preussischen Soldatenthums.

Nicht blos jedoch neben Blücher, auch neben Hardenberg erscheint Humboldt als der Ein- und Umsichtigere. Wie Preußen in Wien bei den Verhandlungen über die deutsche Verfassung versäumt hatte, sich von Hause aus durch die Zuziehung der kleineren Staaten eine Hülfe und ein Gegengewicht gegen Oesterreich, Bayern und Württemberg zu schaffen, so duldete man jetzt in Paris, den Allianzbestimmungen zum Trotz, daß abermals die Staaten zweiten und dritten Ranges von den Friedensverhandlungen ausgeschlossen wurden. Mit Recht drangen diese Staaten auf Zulassung. Sie wurden in einer, auch von den preussischen Bevollmächtigten unterzeichneten Note beschieden, daß es sich für jetzt — am 10. August — nur um vorbereitende und einleitende Discussionen handle. Die Wahrheit ist, daß es sich um diejenigen Discussionen handelte, welche die eigentlich entscheidenden sein mußten, und daß die Stimme Bayerns, Württembergs und Hannovers wenig helfen konnte, wenn erst Preußen in den „*délibérations préalables*“ von den drei Großmächten überstimmt war. Es ist Grund zu glauben, daß dies Humboldt vollkommen begriff. An preussischem Großmachtsdünkel zum mindesten

1) Das Nähere bei Wilken, Geschichte der Bildung, Veranbung und Vernichtung der alten Heidelbergschen Bücher-sammlungen.

2) Gager n, der zweite Pariser Frieden, I. 140 ff.

Saym, W. v. Humboldt.

war er nicht krank. Drei Wochen später konnte er, Gagern gegenüber, von dem Groß-Allianz- und Vier-Mächte-System nicht genug Uebles sagen, sprach er auf's Ausfälligste gegen die Unzuverlässigkeit, Anmaaßung und Ungerechtigkeit der Viere. Er hatte dem niederländischen Gesandten schon früher Beweise von dieser Gesinnung gegeben, Beweise dafür, daß er die Freundschaft der Niederlande nach ihrem ganzen Werthe für Preußen zu schätzen wisse. Eine Reihe von Mißverständnissen hatte preußischerseits eine starke Verstimmung gegen die niederländische Regierung zuwegegebracht. Nur zu sehr ließ Hardenberg den Gesandten dieser Regierung seine Empfindlichkeit merken. Humboldt trat als Versöhner und Vermittler ein. Von dem ersten Augenblick an ließ er es sich angelegen sein, das Entgegenkommen Gagern's zu erwidern und das Verhältniß auf einen Ton zu stimmen, in welchen die Noth freilich bald genug auch den Staatskanzler einstimmen machte.¹⁾

Auf den Staatskanzler, in der That, fallen noch größere Vorwürfe. Zu früh vielleicht — wir entlehnen die Formel der Anklagen von Gervinus²⁾ — ging er mit zu starken Forderungen vor, die er doch nachher den Muth und die Macht nicht hatte, aufrecht zu erhalten. Er hätte in Rücksicht auf die gegen Preußen herrschende Mißgunst weniger für Preußen, mehr für Deutschland fordern sollen. Nicht auf Humboldt jedoch treffen diese Vorwürfe zu. Wenn irgend wer, so war er für das maäßvollste Auftreten. Wenn irgend wer, so besaß er den „großen vaterländischen Sinn,“ das Interesse Deutschlands voranzustellen, und in diesem den Vortheil Preußens zu erblicken. „Preußen,“ so sagte er wenige Tage nach seiner Ankunft in Paris zu Gagern, „wird wenig zu wünschen haben. Aber Sie müssen stärker sein, — mehr Festungen und mehr Land haben. Suchen Sie nur davon die Engländer zu überzeugen.“³⁾ Dies war anfangs und dies war weiterhin seine Gesinnung. Als das einzige Bruchstück der unermesslichen Thätigkeit des Mannes aus der Zeit der Pariser Verhandlungen liegt uns die Denkschrift vor, in der er zu Anfang August seine Ansicht über die von Frankreich zu fordernden

1) Gagern, der zweite Pariser Frieden, passim.

2) Gervinus, Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts, I. 246.

3) Gagern, S. 111, und Gagern an Stein, bei Perz, IV. 481.

Entschädigungen und Gewährleistungen entwickelte.¹⁾ Sachgemäßer, patriotischer, taktvoller und freier selbst von dem Schein egoistischer Exigenzen kann nichts sein. Die Denkschrift betrifft den Kern der Fragen, um die sich Alles herumbewegte. Unmittelbar führt sie uns in den Gesamtverlauf der Verhandlungen ein.

In ganz abstracter Weise, wie er selbst sagt, hatte Capodistria nach den ersten Conferenzen der vier Mächte, mit einem wunderbaren Actenstücke die Erörterung über die Hauptpunkte der Friedensfrage eröffnet. Selbst nach den Aenderungen, welche die Hand des Kaisers an diesem Aufsatz anzubringen für gut befanden, hatte derselbe mehr den Anschein einer französischen als einer russischen Denkschrift. Der Verfasser deducirte aus den beim Beginn des Krieges von den Verbündeten unterzeichneten Erklärungen, daß Schonung und Versöhnung Frankreich's das Ende des Krieges sein müsse. Der Beweggrund zum Kriege sei die Aufrechterhaltung des Pariser Friedens und der neuen in Wien gestifteten europäischen Ordnung gewesen. Mit dieser Absicht würde jede Verletzung des französischen Gebiets in Widerspruch stehen. Die Verbündeten hätten Ludwig XVIII. während der Gewaltherrschaft Bonaparte's anerkannt. Ihre Pflicht sei daher die Befestigung seines Thrones; man schmälere sein Ansehen, man erschüttere diesen Thron, wenn man ihn zu demüthigenden Zugeständnissen zwingt. Es gelte die Ruhe und Sicherheit Europa's. Dieselbe könne durch sachliche oder durch sittliche Garantien befestigt werden. Die letztere Art der Gewährleistung schliesse jedoch thatsächlich die erstere mit ein. Sobald nämlich nur Ludwig XVIII. im Einverständniß mit den Verbündeten den französischen Staat so umbilde, daß dadurch die Revolution geschlossen erscheine, so werde die Aussicht, daß jede neue Erschütterung der Verfassung die Heere der Verbündeten wieder auf den Boden von Frankreich führe, der beste Zügel der Leidenschaften, das sicherste Mittel zur Erhaltung von Ruhe, Ordnung und Frieden sein. Also keine Beschädigung des französischen Gebiets. Es genüge, wenn

1) Mémoire devant servir de réfutation à celui du Comte de Capo d'Istria. G. W. VII. 279 ff., nach Schumann, Geschichte des zweiten Pariser Friedens, Anhang S. XXVII. ff. Es ist jedoch versäumt worden, den Abdruck in den G. W. nach dem correcteren Texte zu verbessern, welcher Perz vorlag; vergl. in dessen Leben Stein's IV. 600, Anmerk. 27. u. 28.

man Frankreich so lange kriegerisch besetzt halte, bis man sich von der Festigkeit der neu einzuführenden Verfassung überzeugt halten dürfe. Eine Kriegsteuer, ferner, könne natürlich dem Besiegten nicht erspart werden: allein sie sei mäßig, und schon jetzt fasse man die Gewährung einer künftigen Erleichterung in's Auge. Ueber das Alles endlich verständige man sich mit der französischen Regierung so rasch wie freundschaftlich. Denn es sei ein Irrthum, daß man sich in einem feindlichen und eroberten Lande befinde. Nicht mit einem Feinde, sondern mit einem Verbündeten schließe man Frieden.

Dieser russisch-französischen Logik gegenüber, welche alsbald durch eine Talleyrand'sche Note unterstützt, von Wellington und Castlereagh approbirt ward, blieb den deutschen Mächten die Aufgabe, die Grundsätze des gesunden Menschenverstandes und die wahren Interessen, nicht blos Deutschlands, sondern Europa's zu verfechten. Es geschah mit vollendeter Ueberlegenheit durch die Humboldt'sche Denkschrift.

Bernichtet wird in dieser Denkschrift zunächst die Grundvoraussetzung der gegnerischen Behauptungen. Falsch, so wird ausgeführt, ist die Schlußfolgerung aus den Erklärungen der Allirten vom 13. und 25. März und vom 12. Mai. Denn fortwährend hat sich mit den Ereignissen die Stellung der Mächte gegen Frankreich geändert. Schon am 25. März stand man anders zu Frankreich und zu Ludwig XVIII., als am 13. März. Noch später, — und die Verbündung nahm ganz entschieden den Charakter eines Bundes gegen Frankreich für die eigne Sicherheit der Mächte an. Und nun der Krieg, die Entscheidungsschlacht, der Einzug in Paris. „Man müßte alle Begriffe umkehren und willkürlich die Bedeutung der Worte verändern, wenn man leugnen wollte, daß Frankreich jetzt der Feind der Verbündeten war, und daß der besiegte Theil ihre Eroberung ward.“ Ludwig XVIII. hatte nichts zum Erfolge beigetragen. Vergeblich vollends der Versuch, das französische Volk von aller Schuld und allem Unrecht freizusprechen; der Volkswille setzte Napoleon von Neuem auf den Thron; eine nationale Armee schlug sich für ihn bei Waterloo; es wäre den Verbündeten thatsächlich unmöglich gewesen, die Nation von dem Usurpator zu trennen. Die Einnahme von Paris freilich änderte abermals den Stand der Dinge. Allmählig, es ist wahr, stellte sich nunmehr die Situation wieder her, wie sie vor der

Krisis gewesen. Mit einem zwiefachen, unermesslichen Unterschied nichtsdestoweniger. Im Rücken liegt eine gewaltige Erfahrung: die Erfahrung von der Unsicherheit und Haltungslosigkeit des bourbonischen Thrones, die Erfahrung, wie viel feindlicher Zündstoff noch immer in Frankreich aufgehäuft ist. Erkauft ist diese Erfahrung durch schwere Opfer. Gegen die offenbar gewordne Gefahr gilt es, Garantien; für die gebrachten Opfer gilt es, Entschädigungen zu fordern. Und zweitens. Ist die königliche Autorität darum schon befestigt, weil sich äußerlich Frankreich von Neuem derselben unterworfen hat? Wenn aber nicht, ist es dann jetzt schon möglich, den König und Frankreich als eine und dieselbe Macht anzusehn? So, ohne Widerrede, ist der historische Verlauf und die factische Lage der Dinge. Das letzte Motiv aber des Krieges war die Sicherheit Europa's. Es folgt, daß die Verbündeten das unbestreitbare Recht haben, Alles, was sie für diese Sicherheit nöthig erachten, ohne jede andre Rücksicht, von Frankreich und dessen Regierung zu fordern. Es folgt, da sie ganz allein haben beginnen und endigen müssen, daß auch sie ganz allein zu beurtheilen haben, was nothwendig ist, um ihnen ähnliche Opfer in Zukunft zu ersparen. Es folgt unmittelbar, daß sie auch Gebietsabtretungen zu fordern das Recht haben. Das Recht. Denn gesetzt auch, man könnte ohne Weiteres auf die mehrerwähnten Proclamationen zurückgehn: weder der Vertrag vom 25. März noch die Erklärungen vom 13. März und 12. Mai enthalten eine directe Verheißung, die Grenzen Frankreichs nicht anzutasten. Selbst die Verpflichtung, den Pariser Frieden aufrechtzuerhalten, hat nicht diesen Sinn. Es ist klar, daß man sich dadurch nicht, Frankreich gegenüber, die Hände binden wollte; unter sich vielmehr wollten sich die Allirten verpflichten, nicht zu dulden, daß der Pariser Friede gegen sie geändert würde. Ganz gewiß freilich, daß der gegenwärtige Krieg kein Eroberungskrieg ist; aber ist die Eroberung darum weniger eine Thatfache? Und bedient man sich etwa, wenn man statt Land Geld fordert, des Eroberungsrechtes nicht? Wenn man kein Recht hat, das Gebiet Frankreichs anzugreifen, nach welchem Recht soll Frankreich Opfer bringen, um dies sein Gebiet zu behalten? Verhält es sich aber so mit der Rechtsfrage, so ist weiter nach Gründen der Zweckmäßigkeit zu entscheiden, welcher Art die zu fordernden Gewährleistungen und Entschädigungen sein müssen. Zwei

Wege bieten sich dar. Man kann sich gegen neue Gefahr sichern, wenn man Frankreich im Innern beruhigt, wenn man die Revolution schließt. Man kann sich sichern, wenn man durch vorübergehende oder durch dauernde Mittel das Machtverhältniß Frankreichs zu den Nachbarstaaten dergestalt ändert, daß es deren Rechte zu verletzen außer Stande ist. Sehr schön, ohne Zweifel, ist der Versuch, das Erstere zu thun. Eine gesunde Politik jedoch muß sich stets vorzugsweise an das halten, was zu thun ganz in ihrer Macht steht. Es steht in der Macht der Verbündeten, eine den Umständen angemessene Vertheilung der Vertheidigungs- und Angriffskräfte herzustellen. Es steht nicht in ihrer Macht, Frankreich im Innern zu beruhigen, die Leidenschaften zu beschwichtigen, alle Interessen an die Erhaltung der legitimen Autorität zu knüpfen. Schwer ist es, die öffentliche Meinung in Frankreich zu beurtheilen, schwerer, einen unmittelbaren Einfluß auf dieselbe auszuüben. Ja, selbst das Recht einer solchen Einmischung ist zweifelhafter als das, vollständig für die eigne Sicherheit zu sorgen. Durch sich selbst muß sich fortan die französische Regierung halten. Denn die Revolution war die Folge einer schwachen Regierung: schwerlich würde sie enden, wenn fremde Mächte Frankreich bevormunden. Nur der andre Weg mithin, nur das Mittel einer Aenderung des gegenseitigen Machtverhältnisses der Staaten bleibt übrig. Von allen Methoden aber, die dazu führen, besteht die einfachste darin, daß man den Nachbarstaaten Frankreichs eine gesicherte Grenze verschafft, indem man ihnen als Vertheidigungsmittel die Festungen giebt, deren Frankreich sich, so lange es sie besitzt, als Stützpunkte zum Angriff bedient hat. Es ist dadurch keine wesentliche Abänderung der Wiener Congressacte bedingt; wohl aber entspricht es dem Geiste dieser Urkunde, die Unabhängigkeit Deutschlands und der Niederlande nicht beeinträchtigen zu lassen. Belgien würde einige wichtige Punkte gewinnen. Für Deutschland würde dadurch ein Abfinden zwischen Oesterreich und Bayern erleichtert, wie es die Wiener Verträge offen gelassen haben. „Preußen gewönne genug, wenn es seine Nachbarn in dieser Weise sich verstärken sähe, um sich seinerseits auf ganz wenige Forderungen zu beschränken, welche lediglich die Vervollständigung seines eignen Vertheidigungssystems zum Zweck hätten.“ Dies sind die natürlichen, die durch die Sache selbst gebotenen, die gefahrlosen Mittel, Frank-

reich zu schwächen. Denn nicht etwa erst seit Napoleon oder seit der Revolution richtet sich Frankreich angreifend gegen Belgien und Deutschland. Deutschland andrerseits ist ein wesentlich friedliches Land. Deutschland endlich hat noch immer am meisten ungerechte Eroberungen zurückzufordern. Unmöglich dagegen oder selbst ungerecht sind alle anderen in Vorschlag gebrachten Mittel, Frankreich zu schwächen. Unzweckmäßig ganz besonders der Vorschlag, Frankreich kriegerisch besetzt zu halten, um sich dadurch des inneren Zustandes des Landes zu vergewissern, und zugleich eine starke Contribution einzutreiben, welche dann die Nachbarstaaten Frankreich's zur Errichtung neuer Grenzfestungen zu verwenden hätten. Es heißt das, die Rückkehr eines wahren Friedenszustandes auf eine unbestimmte Reihe von Jahren hinauschieben. Es heißt das, die Begriffe von Sicherheitsleistung und Entschädigung verwechseln. Es heißt, eine offenbare Ungleichheit unter den Verbündeten schaffen, da auf diese Weise die Frankreich benachbarten Staaten allein belastet würden. Abtretung von Land ferner und Plätzen wird verschmerzt; nichts dagegen, was für ein stolzes Volk kränkender wäre als die verlängerte Anwesenheit ausländischer Truppen. Es ist eine Kränkung, welche von Allen und welche täglich empfunden wird, eine Kränkung, welche man natürlich die Regierung wird entgelten lassen. Was aber die Hauptsache ist: das vorgeschlagene Mittel leistet gar die Gewähr nicht, die es soll. Es verstärkt die Nachbarstaaten zu wenig; es läßt den Franzosen die Hauptangriffsmittel; es reizt und erbittert sie auf's Aeußerste. Und klar ist also nach alle dem, welches Verfahren sowohl dem Interesse der Verbündeten, wie dem des französischen Königthums am meisten entspricht: eine Landabtretung zum Behuf der Verstärkung der niederländischen, deutschen und schweizerischen Grenzen als Garantie, und eine Contributionszahlung als Entschädigung. In Einem Punkte endlich hat die Capodistria'sche Denkschrift unbestreitbar Recht: es ist dringend nöthig, sich unverzüglich über die Garantien wie über die Entschädigungen zu verständigen, mit der französischen Regierung darüber zu verhandeln und einen Vertrag zwischen Frankreich und den Verbündeten zu Stande zu bringen.

So ungefähr der Gang und Inhalt einer Denkschrift, die wir uns nur mit Mühe enthalten haben, noch vollständiger und wörtlicher

wiederzugeben. Denn in alle Zukunft würden wir unserem eigenen Urtheil mißtrauen, wenn wir glauben müßten, daß uns biographische Parteilichkeit von dem Werth dieses Aussages übertrieben urtheilen lasse. Wir halten dafür, daß derselbe das glänzendste diplomatische Actenstück ist, welches während der Verhandlungen des zweiten Pariser Friedens überhaupt zum Vorschein gekommen ist. Auf's Einleuchtendste ist darin nachgewiesen, daß der preußische Standpunkt der deutsche und der deutsche Standpunkt der europäische war. Alles, was im Allgemeinen für diesen Standpunkt geltend gemacht werden konnte, ist darin beisammen. Vorher und nachher hatten die Metternich, Stein und Gagern den Humboldt'schen Ausführungen nichts hinzuzufügen. Die Denkschriften von Knessebeck und Boyen gingen tiefer auf den militairischen Gesichtspunkt ein; sie konnten im Uebrigen nur wiederholen, was schon einmal und was vortrefflich gesagt worden war. Die Denkschrift von Hardenberg hatte das Verdienst, die Abtretungsforderungen bestimmter zu formuliren; eben hier versah sie es durch ein unzeitiges Zuviel; sie war im Uebrigen nur ein übel geordneter Auszug aus der Denkschrift von Humboldt. Und wie hätte es anders sein können? Aus Gerechtigkeit, Mäßigkeit und gesunder Vernunft war die letztere zusammengesetzt. So wenig für das Richtige und Sachgemäße, wie gegen das Verkehrte und Unzweckmäßige war etwas zu sagen übrig gelassen. Konnte gegen die Wichtigkeit der Thatfachen oder gegen deren Deutung etwas aufgebracht werden? Konnte von irgend einem Verständigen die Gesundheit der Grundsätze geleugnet werden, auf welche die Frage von der inneren Beruhigung Frankreichs oder die Frage von der äußeren Sicherheit Europas zurückgebracht war? War noch irgend ein Argument in der russischen Denkschrift, das nicht durchlöchert, noch irgend ein Sophisma, das nicht zerstört gewesen wäre? War es möglich, sie vollständiger zu widerlegen, oder vielmehr, ist jemals ein diplomatisches Papier schonungsloser zerlegt, zerknittert und unter die Füße getreten worden?

In der That: Einen Vorzug hat diese Arbeit, durch den sie sich vor allen sonstigen diplomatischen Arbeiten Humboldt's auszeichnet. Sie alle, soweit wir sie kennen, tragen den Stempel seines hochgebildeten Geistes und seines feinen Kopfes. Sie alle zeigen den Mann von unnahbarem Verstande, den in den Formen der Sprache

wie in denen der Logik Bewanderten. Sie alle sind Muster politischen Tactes und diplomatischer Etikette. Allein zuweilen hat die Beschaffenheit der Aufgabe den Scharfsinn des Mannes zur Spitzfindigkeit verleitet. Zuweilen erscheint die Vernunft zu so feinen Fäden ausgesponnen, daß sie sophistisch wird. Zuweilen wird, wie Barmhagen sich ausdrückt, der Gegenstand dergestalt umstrickt, daß man zuletzt, statt der Sache, nur das umhergelegte Netz hat. Zuweilen endlich und häufig ist die Form so glatt und kalt, daß man durch allen Aufwand von Verstandeskunst den Abstand hindurchfühlt, der zwischen dem politischen Thema und dem tieferen Gemüthsinteresse des Schreibenden besteht. Aber diese Denkschrift, allein von allen, ist von diesen Fehlern vollkommen frei. Kein Satz in ihr ist blos vom Verstande gemacht: jedes Wort ist von lebendiger Ueberzeugung dictirt. Sie dreht sich nicht herum um die Sache; sie redet nicht hin und her an den Dingen; sie steuert gerades Weges zum Ziel; sie sagt ganz und ohne Umstand die Wahrheit. Sie ist im überzeugtesten, einschneidendsten und bestimmtesten Tone gehalten. Sie sagt nicht blos, was zu sagen ist, wahr und klar, sondern sie sagt es warm und sagt es mit Eifer. Der Verfasser ist dabei gewesen — eine solche Sprache lügt nicht — mit seinem Kopf wie mit seinem Herzen. Ueber der Ungerechtigkeit, mit welcher man im Begriff stand, Preußen und Deutschland zu behandeln, ist sein Patriotismus, und über der elenden Sophistik der Russen, Franzosen und Engländer ist seine Vernunft, — die kälteste Vernunft, die es gab, in Flammen gesetzt worden.

Es war wohl Ursache, warm und eifrig; es sollte bald Ursache geben, bitter und heftig zu werden. Gegen den hartnäckigen Unverstand der Engländer, gegen den durch die Schmeichelnkünste der Franzosen bestrickten Willen Alexander's war nicht durchzudringen. Vergebens, daß sich Baden für die preussisch-österreichischen Anträge erklärte; vergebens, daß der Kronprinz von Württemberg auf den Kaiser von Rußland einzuwirken suchte. Umsonst die Bemühungen Münster's und Gagern's; umsonst, daß Stein von Hardenberg zu Hülfe gerufen wurde. Preußen und Oesterreich standen allein. Bald stand Preußen auch von Oesterreich verlassen. Vortrefflich hatte anfangs Metternich Humboldt secundirt. Er zuerst hatte auf's Ueberzeugendste ausgeführt, wie Frankreich seit Ludwig XIV. mit Con-

sequenz darauf ausgegangen sei, auf Kosten der Nachbarn ein Befestigungs- und Vertheidigungssystem von wesentlich aggressivem Charakter an seinen Grenzen herzurichten, hatte mit Nachdruck hervorgehoben, daß dieses Angriffs- und Festungssystem nicht sowohl Napoleonisch und revolutionär als vielmehr im Zusammenhang mit den Tendenzen des französischen Königthums sei. Er war in der allgemeinen Forderung, daß Frankreich jene Angriffspunkte verlieren müsse, mit den preussischen Bevollmächtigten durchaus einig. Es fehlte leider viel, daß man ebenso über die besonderen Forderungen sich geeinigt hätte; es fehlte noch mehr, daß auf Metternich irgend ein Verlaß gewesen wäre. Der schlaue Minister sah nicht sobald, daß Rußland und England entschlossen seien, Frankreich zu schützen, als er sich über den Verlust des mäßigen Gewinns, den Oesterreich erlangen könnte, mit der viel größeren Benachtheiligung tröstete, welche dem durch den Ruhm seiner Siege schon allzu hoch gestiegenen Preußen bevorstand. Er begann, nach einem Mittelweg zu suchen, das ein wenig von den temporären Garantien, die die Einen, und ein wenig von den dauernden Garantien enthielte, die die Andern von Frankreich verlangten. Oesterreichisch hatte er anfangs für Deutschland gesprochen, österreichischer formulirte er jetzt das Ziel seiner Politik dahin, daß Preußen mit Frankreich „compromittirt“ werden müsse. So standen die Dinge im Anfang September; Hardenberg war Schritt für Schritt zum Nachgeben gebrängt; er bereitete sich zu einer letzten Widerlegung, einem letzten Protest und einem letzten kleinlauten Vorschlag. Um diese Zeit war es, daß Gagern Humboldt in einer Aufregung sah, die an dem kühlen und maassvollen Manne doppelt auffallen mußte. Er war krank von dem Uebermaass der Arbeit, kränker vor Unwillen über den Triumph, welchen Egoismus und Unverstand über die gerechteste Sache davontragen sollte. Aber diese Wallungen des Unmuths, dünkt uns, stehen ihm gut. Niemals war seine Gesinnung und sein Urtheil gesünder. Castlereagh, der hohlst und unselbständigste der Diplomaten, war schon in Wien mit seinem Lieblingsausdruck: *features* ein Gegenstand des Spottes für Humboldt gewesen; Clancarty beklagte sich jetzt über die kühlen Mienen und Worte des preussischen Ministers. Und doch war Humboldt auf diese Zwei noch besser zu sprechen als auf Wellington. Ohne Rückhalt kritisirte er gegen Gagern die

Methode des Herzogs, seinen leichten, soldatischen Ton, wenn es sich darum handle, auf Gründe und diplomatische Noten zu antworten. Zu noch größerem Erstaunen Gagern's schonte er selbst Metternich nicht; er sprach von dem falschen, zweideutigen und gewundenen Charakter des Mannes, den doch alle Welt für seinen genauen Freund und Vertrauten hielt. Er ging noch weiter. Im Vorgefühl des Ausgangs, welchen die Dinge zu nehmen drohten, ergoß er seinen Unmuth über das ganze Allianz-System und über jene Solidarität der vier Großmächte, bei welcher Preußen sich und die Interessen Deutschlands zum Opfer brachte.¹⁾

Mit welchen Anwandlungen sarkastischer Laune wird er in dieser Stimmung die Nachricht von dem Abschluß einer noch thörichteren und kindischeren Allianz vernommen haben, zu der Kaiser Alexander den Kaiser von Oesterreich und den König von Preußen in dem Momente beredete, wo es mehr als je offenbar geworden war, daß Empfindsamkeit und Vertrauenseligkeit in der Politik nichts sind gegen die Macht der Interessen und gegen das Recht des Stärkeren! Es war eine Erfindung, durchaus würdig einer Romanschriftstellerin, die jetzt in Politik und Religion Geschäfte machte, auch aus der Politik einen Roman und aus dem Christenthum eine Intrigue zu machen. Würde nicht Humboldt die ganze Schärfe seines Scepticismus und die ganze Energie seines männlichen Verstandes, würde er nicht eine volle Ladung des bittersten Spottes verwandt haben, um das Project der „heiligen“ Allianz zu vereiteln, wenn er frühzeitig genug davon unterrichtet gewesen wäre? Es wird erzählt, und es scheint uns vollkommen glaubhaft, daß sich Kaiser Alexander von Friedrich Wilhelm ausdrücklich ausbedungen habe, Humboldt von dem Plane dieser Allianz nicht eher etwas zu sagen, als bis sie abgeschlossen sei.²⁾

So kam ohne ihn die christliche Allianz und trotz ihm der Pariser Friede zu Stande. Frankreich wurde auf die Grenzen von 1790 reducirt; aber diese Abtretungen waren weit entfernt, es zu künftigen Angriffen unfähig zu machen, Deutschland und Preußen zu sichern oder nach Verhältniß der gebrachten Opfer zu entschädigen.

1) Gagern, der zweite Pariser Frieden, I. 218.

2) Schlesier II. 313: „nach handschriftlicher Mittheilung von guter Hand.“

Man suchte diese Sicherheit und diese Entschädigung durch eine Kriegsschatzung und eine temporäre Besatzung zu ergänzen, und auch in Beziehung auf diese Punkte, wußte Richelieu, der Minister, welcher durch Kaiser Alexander's Einfluß der Nachfolger Talleyrand's geworden war, noch wesentliche Erleichterungen zu erhandeln. Mit mehr als Resignation blickte der Staatskanzler auf dies kümmerliche Resultat. Humboldt suchte, wie er schon öfter gethan, in der mühevollsten und pflichttreuesten Thätigkeit eine Zuflucht vor der Mißstimmung, mit der ihn das Scheitern seiner Entwürfe und die Niederlage seiner Ansichten erfüllte. Wieder wie in Wien wurde er mit herangezogen, um die Redaction des Hauptfriedensvertrages überwachen zu helfen. Noch bis in den November dauerten die Conferenzen der Bevollmächtigten, bis endlich am 20. des Monats der förmliche Abschluß erfolgte. Es gab auch außer diesen Conferenzen noch reichliche Arbeit. Von Humboldt insbesondere wurden die Arbeiten des Comité's geleitet, welches die Normen festzusetzen hatte, nach denen die mannigfaltigen durch den Pariser Frieden bedingten Entschädigungen zu regeln seien. Er war es, der dann in Separatconferenzen über diese Dinge mit den Franzosen zu unterhandeln hatte.

Am 25. November endlich verließ Humboldt Paris. Denn obgleich er als Gesandter dorthin zurückgehen bestimmt war, so sollte er doch zunächst in Frankfurt zu einem Geschäft verwandt werden, das mit den Friedensarbeiten des letzten Jahres im engsten Zusammenhang stand. Noch waren eine Reihe von Gebiets-, von Austausch- und Entschädigungsfragen in Deutschland unerledigt. Eine besondere Commission ward niedergesetzt, diese Verhältnisse zu ordnen. Wessenberg von österreichischer, Humboldt von preussischer Seite hatten vorzugsweise die einschlagenden Verhandlungen zu führen, — Verhandlungen, welche ihrer Natur nach verwickelt und zeitraubend waren. Erst im Januar 1817 ging die Commission auseinander, ohne doch ihre Aufgabe vollständig gelöst zu haben. Mit Heiterkeit bestand Humboldt die Geduldsprobe, welche diese Geschäfte auferlegten, mit der Ruhe des Stoikers fand er sich in die endlose damit verbundene Schreiberarbeit. Wohl möglich, daß oft die Umständlichkeit der Sache durch die zähe Genauigkeit und durch den kalten Gleichmuth des Unterhändlers noch vermehrt wurde. Wohl möglich, daß er sich zuweilen zu unrechter Stunde für die Trockenheit seiner Arbeit durch

jenen beißenden Witz entschädigte, welcher der Schrecken aller Bedanten und Strohköpfe war. Mit etwas mehr praktischer Angreifbarkeit wäre vielleicht manche Verstimmung zu vermeiden, mancher üble Wille leichter zu brechen gewesen. So urtheilte wenigstens die Ungebuld des Ober-Präsidenten von Vincke, als die von Humboldt verhandelte Uebergabe des Herzogthums Westfalen an Preußen von der Hessischen Regierung bis in den Sommer 1816 verzögert wurde.¹⁾ Allein schwerlich war der ehrliche Westfale in seiner Ungebuld vollkommen unparteiisch. Er sprach, auf Hörensagen hin, von dem Unwesen, welches Humboldt angerichtet habe; er gab ihm Schuld, daß er es dahin bringe, Preußen vollends mit allen deutschen Fürsten zu entzweien. Das Zeugniß Gagern's wiegt das Vincke'sche wohl auf. Mit vollkommener Befriedigung spricht der niederländische Gesandte von der Unterhandlung, die er über Luxemburg mit Humboldt zu führen hatte und die durch Vertrag vom 8. November 1816 ihren Abschluß erreichte.

Die Genauigkeit und Strenge, die Kühle und Schärfe des preussischen Diplomaten, den Kleineren gegenüber oft unangebracht, erwies sich um dieselbe Zeit dem gefährlichsten Rivalen Preußens gegenüber äußerst zweckmäßig. Schon am 1. November 1815 hatte der auf dem Wiener Congreß geschaffene Bundestag zusammentreten sollen. Man stand im Sommer 1816: noch immer war der Bundestag nicht eröffnet; noch immer war nicht einmal das Wirrsal der deutschen Gebietsverhältnisse geordnet. Hardenberg inzwischen hatte die Hoffnung noch nicht aufgegeben, die in Wien übereilten deutschen Angelegenheiten in Frankfurt zu einer für Deutschland und Preußen günstigeren Gestaltung zu führen. Er behielt den Gedanken im Auge, auf welchem sein ursprünglicher mit Stein verabredeter Verfassungsentwurf gebaut gewesen war, — den Gedanken einer zwischen Preußen und Oesterreich gleichgetheilten Leitung der Bundesversammlung. Ehe diese Versammlung eröffnet würde, sollte Oesterreich das Zugeständniß dieser Gleichstellung durch einen Vertrag abgedrungen werden, für welchen alsdann die Beistimmung der übrigen Bundesglieder nicht ausbleiben könne. Mit dem Entwurf eines derartigen Vertrages erschien der zum Bundestagsgesandten ernannte Geheime

1) Bodelschwingh, Leben Vincke's I. 615. 616.

Rath von Hänlein in Frankfurt. Jedoch auf's Neue sollte der Staatskanzler die Frucht jener Sorglosigkeit ernten, welcher noch jedesmal im entscheidenden Augenblick die gerechten Ansprüche Preußens zum Opfer gefallen waren; auf's Neue sollte er erfahren, was mündliche Zusagen im Munde von Männern bedeuten, denen die Sorge für Oesterreichs Interessen ein höheres Gesetz als das Gesetz des Worthaltens ist. Hänlein scheiterte vollständig. Graf Buol-Schauenstein, der österreichische Bundestagsgesandte, war längst von den preussischen Absichten unterrichtet; er kannte die Hauptpunkte des Entwurfes; er hatte sie mehreren von den übrigen Bundestagsgesandten mitgetheilt, und es hatte ihn wenig Mühe gekostet, dieselben gegen einen Plan einzunehmen, der die eingebildete kleinstaatliche Selbständigkeit mit der Gefahr einer Doppelherrschaft der Mächtigsten bedrohte. Seine Weigerung, sich auf eine Unterhandlung ohne Zuziehung der übrigen Gesandten einzulassen, die Aufregung und das Geschrei der Letzteren bewogen den Staatskanzler, die Sache fallen zu lassen. Mit jener glattwortigen Nachgiebigkeit, die ihm nachgerade geläufig geworden war, verzichtete er auf die äußere Gleichstellung Preußens mit Oesterreich. Er proclamirte das vollkommenste Einverständnis beider Mächte als zweifellose Thatsache und als unerläßliche Bedingung alles Erfolges. Er rief den Gesandten zurück. An seiner Stelle ward der frühere Minister des Auswärtigen, Graf Goltz, zum Vertreter Preußens beim Bundestage bestimmt. Allein Goltz war an sofortigem Eintreffen verhindert. Es war eine sich von selbst darbietende Auskunft, daß Humboldt einstweilen seine Stelle zu vertreten beauftragt wurde.

Die Zeit, wo Humboldt den Frankfurter Posten gern übernommen hätte, war vorüber. Aus denselben Gründen wie Stein würde er schon jetzt die dauernde Uebnahme desselben abgelehnt haben. Er war so gut wie Stein von der Unvollkommenheit der neuen Bundeseinrichtung überzeugt; er fühlte, und er sprach es aus, daß diejenigen, die den Anfang des jetzigen Bundestages sähen, den Anfang des verheißenen nicht erleben würden.¹⁾ Allein er hatte bei der Unterzeichnung der Bundesacte sein Wort dafür eingesetzt, daß der Versuch gemacht werden müsse, den Mängeln

1) Barmhagen, Denkwürdigkeiten. VII. 293.

derselben in der Bundesversammlung selbst abzuwenden, und seine Ehre war dabei theilhaftig, die Niederlage, welche die preussische Politik nur eben von der österreichischen erlitten hatte, wieder gutzumachen. Er that sein Bestes. In sieben vertraulichen Conferenzen wurden vom 1. October an die vorläufigen Einrichtungen des Bundestages besprochen. Von der größten Wichtigkeit dabei war die Geschäftsordnung. Durch sie konnte Preußen bis auf einen gewissen Grad wiedergewinnen, was es sich bis dahin in seiner Stellung gegen Oesterreich vergeben hatte. In diesem Sinn faßte Humboldt den Entwurf dazu ab, und wußte denselben gegen die Einwendungen Buol's aufrechtzuerhalten. Buol erfuhr, mit wem er es zu thun habe. Gegen den an Geist und Charakter ihm weit überlegenen Diplomaten fand er es unmöglich, jenes System der Intrigue und der geheimen Gegenwirkung fortzusetzen, welches er so erfolgreich gegen dessen Vorgänger in Anwendung gebracht hatte. Humboldt machte mit Geschick und Energie das ganze Uebergewicht seiner Persönlichkeit geltend. Noch immer gab es einen Weg, den Grundfäden Anerkennung zu verschaffen, von denen mit Recht auch der Staatskanzler ausgegangen war. Diesen Weg schlug Humboldt ein. Auf Schritt und Tritt, selbst bei der Eröffnung der von Wien eingehenden Depeschen, überwachte er seinen österreichischen Collegen. Mit Entschiedenheit erklärte er demselben, daß Oesterreich und Preußen zusammengehen müßten, wenn aus dem Bundestage etwas werden sollte; er verlange daher, daß Graf Buol sich über jede Maßregel mit ihm vorher berathe und dann erst das gemeinschaftlich Beschlossene an die Versammlung bringe; weigere er sich dessen, so werde er von dem Grundsatz der Gleichheit aller Bundestagsgesandten den nöthigen Gebrauch machen und die österreichische Präsidial-Geschäftsführung auf's Strengste bewachen und angreifen.¹⁾ Es blieb Buol nichts übrig als sich zu fügen und auf den vorgeschlagenen Weg einzugehn. Man gelangte auf diesem Wege Anfang November zur wirklichen Eröffnung des Bundestages. Auch dabei noch sollte sich der Einfluß von Humboldt's gebietendem Geiste fühlbar machen. Graf Goltz war am 3. November endlich angekommen, allein, in Folge eines Unfalls, der ihn unterwegs betroffen, noch nicht im Stande, seine Functionen an-

1) Berk V. 92 ff.

zutreten. Es war daher Humboldt vergönnt, in der Eröffnungssitzung am 5. noch einmal im Namen seiner Regierung die Ansichten auszusprechen, die er über Zweck und Aufgabe eines deutschen Bundes in seiner Note vom 10. Februar 1815 niedergelegt hatte. Der Präsidialgesandte hatte nicht umhin gekonnt, in einem ähnlichen Sinne vor ihm zu sprechen. Die Auspicien daher, unter denen die Versammlung in Turn- und Taxis'schen Pallaste ihre Arbeiten begann, waren die besten. Den Pomp eines feierlichen Gottesdienstes und gewisse „anregende“ Toaste an der Festtafel des österreichischen Gesandten hatte Humboldt zu verhindern gewußt. Er fand ohne Zweifel, daß wenig Grund sei, zum Beginn eines überaus unvollkommenen Einigungswerkes die alte religiöse Zwietracht der Nation zur Ausstellung und in Erinnerung zu bringen, und er dachte ohne Zweifel über anregende Toaste ein gut Theil verständiger als Friedrich Schlegel und Dorothea Mendelssohn.¹⁾ Dem verständigen und verheißenden Anfange jedoch entsprach der weitere Fortgang keinesweges. Bereits in der ersten Geschäftssitzung, am 11. November, erschien Goltz auf seinem Posten, und Goltz war demselben in keiner Weise gewachsen. Mit dem Augenblick, in welchem Humboldt zurücktrat, war die Aussicht verschwunden, daß Preußens liberalere Politik den hemmenden Einflüssen der österreichischen das Gegengewicht halten werde. Jene Aera begann, in welcher die Saat der Reaction in immer dichteren und volleren Trieben sich entwickelte. Frankfurt wurde zu einer Commandite von Wien. Einen Moment lang hatte die Nation mit zweifelnder Hoffnung nach der alten Kaiserstadt geblickt. Nur wenige Jahre, und die Institution, welche das öffentliche Recht, die Macht und die Einheit Deutschlands befestigen sollte, war in namenlose Verachtung gesunken. Im Munde des Volkes war der Bundestag ein Spott: er war ein Gegenstand des Unwillens und der Verzweiflung für jeden Vaterlandsfreund geworden.

Und schon mehrten sich auch die Symptome, welche verriethen, daß in Preußen selbst der Geist, welcher den Aufschwung der Befreiungskriege hervorgerufen und durch die davongetragenen Erfolge in der Nation genährt worden war, in harter Bedrängniß sei. Dieselben Gefinnungen und Bestrebungen, die man in der Zeit der

1) Dorothea Schlegel an Rahel, bei Dorow, Denkschriften und Briefe IV. 122.

Gefahr benutzt hatte, fing man in der Zeit des wiedererrungenen Friedens zu beargwöhnen und zu fürchten an. Es erfolgte das Verbot des von Görres redigirten Rheinischen Merkurs, des Hauptorgans der liberalen, auf die Gewährung der verheißenen Verfassung hindrängenden Partei. Es erfolgte die Ordensverleihung an Schmalz für das Verdienst, das erste Pasquill auf die nationale Begeisterung der letzten Jahre geschrieben zu haben. Während Schmähung und Verdächtigung einen Anspruch auf Belohnung zu begründen schien, wurden patriotische Hingebung, Freimuth und langjährige Dienste mit Zurücksetzung belohnt. Ein neuer Maasstab für die Vertheilung von Gunst und Ungunst machte sich in der Besetzung der höchsten Stellen im Heere und in der Verwaltung bemerklich. Sneyenau glaubte es seiner Ehre schuldig zu sein, seine Entlassung zu fordern: der Oberpräsident Sack erlangte mit Mühe Genugthuung für die kränkendste und rücksichtslofeste Behandlung. Diese Dinge geschahen unter dem Namen und der Autorität eines Mannes, dessen ganze Vergangenheit eine Bürgschaft für liberale Maasregeln schien, dessen Worte noch immer nach lauter Freisinnigkeit und lauter gutem Willen klangen. Es war augenscheinlich, daß Hardenberg nicht mehr konnte, wie er wollte, und daß er so nicht wollte, wie er gefollt hätte.

Humboldt war noch nicht lange in Frankfurt, als er dies an sich selbst erfahren hatte. Zum zweiten Mal hatte Hardenberg Alexander von Humboldt, der ja ohnehin durch seine wissenschaftlichen Arbeiten an Paris gebunden war, das Anerbieten gemacht, für seinen Bruder einzutreten. Er sollte für diesen in Paris fungiren, bis dessen Frankfurter Geschäfte ihm selbst die Uebernahme des Gesandtschaftspostens gestatteten. Zum zweiten Mal hatte Alexander abgelehnt; seine Liebe zur Wissenschaft überwog seine Liebhaberei für Politik. Ein anderer und schlechterer Ersatzmann war daher aussündig gemacht worden. Die Vertretung Preußens bei der französischen Regierung, der für jetzt ohne allen Vergleich wichtigste auswärtige Posten, war interimistisch dem unfähigen Grafen Goltz, bisherigen Gesandten in München, übertragen worden. Seine Unfähigkeit war eine Empfehlung für ihn in den Augen des französischen Ministeriums. Michelieu, der von Rußland begünstigte Nachfolger Talleyrand's, hatte nicht sobald erkannt, mit wem er es zu thun habe, als er mit Hardenberg wegen der dauernden Besetzung der Stelle durch Goltz

in Unterhandlung getreten war. Dieselben Gründe, welche mit so viel Erfolg gegen die preussischen Friedensbedingungen geltend gemacht worden waren, wurden jetzt gegen denjenigen vorgebracht, der in der Ansicht des französischen Cabinets neben den Blücher und Gneisenau rangirte. Die Sendung Humboldt's würde eine kränkende Erinnerung an den demüthigenden Frieden in sich schließen, der unter seiner Mitwirkung abgeschlossen worden, seine Gegenwart würde in den Augen der Nation ein fortdauernder Vorwurf für die Regierung sein, die man stärken und stützen zu wollen erklärt habe. Hardenberg, voll Rücksicht überdies für die Wünsche des russischen Cabinets, ließ diesen Vorstellungen ein williges Gehör. Die eben eintretende Erledigung des Londoner Gesandtenpostens gab ihm ein Mittel an die Hand, sich mit seinem an Humboldt ertheilten Versprechen abzufinden. So wenig dieser mit Hardenberg's Nachgiebigkeit einverstanden war, so wenig schmerzte ihn persönlich der Verzicht auf Paris. Er selbst war es, der sich statt dessen nunmehr den Londoner Posten erbat¹⁾.

In der That, er konnte wohl zufrieden sein, einer Mission überhoben zu werden, die bei dem erklärten Widerwillen der französischen Regierung gegen seine Person nicht einladend und bei der Unsicherheit der Restaurationszustände in Frankreich voll schwerer Verantwortlichkeit war. Wäre nur die Nachgiebigkeit gegen Richelieu nicht zugleich ein Zeichen von der Haltlosigkeit des politischen Systems des Staatskanzlers gewesen! Hätte sich dessen Gesinnung nur nicht auch darin verrathen, daß er die Gesandtschaftsstelle am Bundestage nur dann erst Humboldt angetragen hatte, als man einen Lückenbüßer brauchte und als sie bereits aufgehört hatte, wünschenswerth zu sein! Nur um so wichtiger indeß, wenn Humboldt noch vor seiner Uebersiedelung nach London Zeit blieb, seinen Einfluß allererst in Berlin selbst geltend zu machen. Die Aufforderung dazu war zugleich mit der Bewilligung des Londoner Postens an ihn ergangen. Er sollte zu den wichtigen Berathungen zugezogen werden, die über die Finanzverfassung des Königreichs und über die Constitutionsfrage demnächst in Berlin bevorstanden. Sichtlich befand sich der Staatskanzler in einer Klemme zwischen entgegengesetzten Parteeinflüssen

1) An Caroline Wolzogen, Nachlaß II. 29.

und Meinungsströmungen. Es konnte scheinen, als ob er ernstlich Willens sei, sein bedrängtes Ansehen durch die Hülfe seines ehemaligen diplomatischen Genossen zu verstärken, und dieser war vollkommen bereit, den liberalen Absichten Hardenberg's gegen die Umtriebe der reactionären Partei jede Unterstützung zu leihen, die in seinen Kräften stünde.

Im Januar 1817 reiste demgemäß Humboldt mit den Seinigen, mit denen er seit dem letzten halben Jahre in Frankfurt auf's Glücklichsste zusammengelebt hatte,¹⁾ über Weimar, wo Göthe besucht ward, und über Burgörner, wo andre alte Erinnerungen aufzufrischen waren, nach der Hauptstadt. Im Februar langte er daselbst an. Belohnungen und Auszeichnungen warteten seiner. Reichlich waren schon früher seine diplomatischen Verdienste ihm durch die Gunst seines Königs und durch eine Menge von Orden bezahlt worden, unter denen das eiserne Kreuz zweiter und erster Klasse die ehrendsten waren. Er erhielt jetzt in der Herrschaft Ottmachau im Fürstenthum Neisse auch die schon früher ihm zugesagte Dotation angewiesen, nachdem er sich dieselbe auf einer eigens zu diesem Zweck nach Schlesien angetretenen Reise selbst ausgewählt hatte. Durch Cabinetsordre vom 20. März wurde der Staatsrath gegründet. Es war eine neue Auszeichnung für Humboldt, daß durch dieselbe Cabinetsordre auch er unter die Mitglieder dieses Collegiums aufgenommen wurde.

Die Ehre freilich dieser Ernennung war so zweifelhaft wie der Werth der ganzen Institution. Ein buntes Gemisch von Namen fand sich in der Liste der Ernannten beisammen. Es war klar daß sich der Staatskanzler, der dem Collegium präsidiren sollte, mit Freunden wie mit Feinden hatte abfinden wollen. Nur sehr von Weitem und mittelst eines allzu umständlichen Apparates waren dadurch Reformen in der Verwaltung in Aussicht gestellt. Es sollte ein Schritt nach der verheißenen Verfassung hin sein, allein Stein hatte Recht, wenn er einen solchen Gesetzgebungskörper für ein hors d'oeuvre neben der Verfassung erklärte: derselbe konnte ebenso ein

1) An Wolf d. d. 10. August 1816, G. W. V. 297. An Caroline Wolzogen, Nachlaß II. 22. Vergl. Schlesier, II. 326 ff. und was daselbst aus Zelter's und Kappel's Briefen mitgetheilt wird.

Mittel zur Umgehung und Vereitelung der Verfassung werden. Nichts destoweniger war es gerathen, die gebotene Gelegenheit zu benutzen, um auf die Regierungsmaaßregeln einzuwirken. Es war hohe Zeit dazu. Die Anzeichen der beginnenden Reaction waren in der Nähe erschreckender als in der Ferne. Alle Befürchtungen, welche Humboldt mitgebracht hatte, sollten sich ihm an Ort und Stelle mehr als bestätigen. Er fand, daß die Macht und das Ansehen des Fürsten Staatskanzler auf's Außerste erschüttert sei. Die Männer, welchen von je her die Stein-Hardenberg'sche Politik ein Mergerniß gewesen war, und welche sich seit dem Frühjahr 1813 zu einer Oppositionspartei gegen den Kanzler verbündet hatten, begannen seit der Beendigung des Krieges mit immer zunehmendem Erfolge den König nach ihrem Willen zu lenken und den Minister zu durchkreuzen. Alle diejenigen, welche über ehemalige Zurücksetzung grollten, die durch die Hardenberg'sche Gesetzgebung in ihren Interessen verletzten Junker, hornirte Militärs und fanatische Anhänger des Alten, — sie Alle, denen zum Trotz Preußen sich erhoben, gesiegt und sich befreit hatte, bildeten, unterstützt von österreichischem und russischem Einfluß, eine geschlossene Phalanx gegen das neue Preußen und gegen das politische System, wie es einst durch das Stein'sche Testament und wie es noch jüngst durch die Verordnung vom Mai 1815 war bezeichnet worden. Eine Coterie regierte in und neben dem Ministerium; die regelmäßige Leitung der Geschäfte wurde durch eine organisirte Cabale den Händen des Staatskanzlers von Tag zu Tag mehr entwunden. Diese Hände selbst waren schwach und zitternd geworden. Hardenberg — es muß gesagt werden — war nichts mehr als ein eitler und gebrechlicher alter Mann. Von den Eigenschaften, die ihn einst, in der Zeit der nothgedrungenen Allianz mit Frankreich, zu dem geeignetsten Lenker preussischer Politik gemacht hatten, war ihm nichts als die glatte Freundlichkeit des Diplomaten und die gewandte Liebenswürdigkeit des Weltmanns geblieben. Von dem wagenden Willen, den er einst gegen das rebellische Junkerthum eingesetzt hatte, war jede Spur bis auf den Entschluß verschwunden, die Ehre und die Einkünfte seiner Stelle um keinen Preis fahren zu lassen. An dieser Schwäche, welche mit Fehlern einer schlimmeren und verächtlicheren Art zusammenhing, hielten ihn die Wittgenstein und Schuckmann, die Bülow und

rottum in der Gewalt. Ein Slave seiner Eitelkeit und seiner durch das Alter weder zu Verstand noch zum Schaamgefühl gekommenen Sinnlichkeit, war er der Slave sowohl derer, die ihm schmeichelten, wie derer, die ihm drohten. Zwischen grundsatzlosem Liberalismus und grundsatzlosen Concessionen an die Reaction schwankend, träge und gedankenlos stand er am Ruder eines Staates, welches der kräftigsten Leitung niemals mehr als jetzt bedurft hätte. Seine Umgebungen waren die schlechtesten; die Minister, die ihm zur Seite standen, waren allgemein verachtet. Alle Verwaltungsgeschäfte lagen in der heillosesten Verwirrung. Unordnung und Willkür herrschte insbesondere in dem Finanzdepartement des Ministers von Bülow. Und zu dem Allen das Schlimmste! Schon fingen die Bestgefinnten an, an der Möglichkeit einer Heilung der Zustände zu verzweifeln. Die Erschlaffung, welche in den oberen Regionen herrschte, fing an, sich auch der öffentlichen Stimmung zu bemächtigen. Selbst den Muthigsten versagte der Muth und die Lust, gegen das Unwesen zu reden und zu wirken, und selbst ein so kräftiger Mann wie Schön wußte keinen andern Rath zu geben, als den, „dem Zufall und den Schicksalen das Weitere zu überlassen.“

Aber so war nicht die Ansicht und die Gesinnung Wilhelm's von Humboldt. Er hatte sich kaum mit eigenen Augen von der Heillosigkeit der Zustände und von dem Verfall des Staatskanzlers überzeugt, als er seinen Entschluß gefaßt hatte. Niemand, der die früheren Verdienste Hardenberg's neidloser anerkannt hätte, Niemand, der ihm ein treuerer und bescheidnerer Gehülfe gewesen wäre. An ihm hatte die vom Glück begünstigte Klugheit des Staatskanzlers in der auswärtigen Leitung des Staates während der Jahre 1811 und 1812 einen warmen Lobredner gefunden. Er hatte nicht zu denen gehört, welche die heilsame Thätigkeit desselben in der gleichzeitigen Reform des Innern um der einzelnen Fehlgriffe willen, die mit unterliefen, verkannten oder befehdeten. Im Jahre 1813 hatte er sich in der vollkommensten Harmonie mit den Ansichten Hardenberg's befunden und auf kein höheres Lob für sich selbst Anspruch gemacht, als daß er so gut gesinnt sei wie jener. Hardenberg zur Seite und im engsten collegialischen Bunde mit ihm, hatte er seitdem, während der ganzen Dauer des Krieges und auf drei großen Congressen, die Interessen Preußens vertreten. Nicht immer zwar hatten

es die andern Diplomaten leicht gefunden, den Grad der Uebereinstimmung zu erkennen, der zwischen den Ansichten des einen und des andern preussischen Gesandten bestehe. Ueber Manches, wie sich von selbst versteht, waren ihre Meinungen auseinandergegangen, und nicht immer hatte Humboldt seine abweichende Ueberzeugung zurückgehalten. Er hatte die Fahrlässigkeit des Staatskanzlers nicht gut heißen können, und er war nahe daran gewesen, mit Bitterkeit von seiner Nachgiebigkeit zu sprechen. Es war dennoch zu keinem Bruch zwischen ihnen gekommen. Bei dem kalten und ruhigen Temperament des Einen, bei dem leichten und versöhnlichen Sinn des Andern war ohne Mühe jeder Streit vermieden, jede Differenz zugebedt worden. In allem Wesentlichen, soweit es sich um Ansichten handelte, war man in der That einig gewesen. Die Abweichung hatte in der Regel erst da begonnen, wo es sich um die letzte praktische Entscheidung handelte. Immer jedoch hatte es auch hier einen mächtigen Grund gegeben, Einigkeit zu zeigen. Die Vertreter Preussens standen meist allein gegen die verbündete Opposition der übrigen Mächte. Um irgend etwas zu erreichen, war die erste Bedingung, daß man nicht Verschiedenes und auf verschiedenem Wege erstrebte. Diese Rücksicht fiel jetzt weg. Die Scene hatte sich völlig geändert. Die Schwäche des Staatskanzlers hatte denselben zum Werkzeug in den Händen einer Partei gemacht, die gegen ihn selbst, gegen seine eigenen besseren Ueberzeugungen und Absichten, gegen die wahren Interessen des Staates anging. Wenn es noch möglich war, ihn den unwürdigen Fesseln zu entreißen, in denen sein Wille gefangen ging, so war es dadurch, daß man offen und scharf den Maaßregeln entgegentrat, denen er die Sanction seines Namens lieh. Auf alle Fälle ging die Pflicht für das Vaterland über die Pflicht der Freundschaft und über die Rücksichten der Collegialität. Auf die Gefahr hin, mit dem Staatskanzler zu brechen und in noch höheren Regionen Anstoß zu geben, ergriff Humboldt seine Partie. Er zuerst, während alle Uebrigen schwiegen und resignirten, pflanzte gegen die beginnende Reaction die Fahne der Opposition auf und trug sie mitten in das Lager des Feindes.

Gleichzeitig mit der feierlichen Eröffnung des Staatsrathes am 20. März bestimmten zwei Cabinetsordren die Bildung und Zusammensetzung eines zwiefachen Ausschusses aus dessen Mitte. Der

Eine sollte sich mit der Entwerfung der verheißenen Verfassung, der andere mit der Prüfung eines von dem Finanzminister entworfenen neuen Steuergesetzes beschäftigen. Humboldt war zum Mitglied beider Ausschüsse ernannt. Aber der Verfassungsausschuß gab ihm für jetzt wenig zu thun. Eine einzige Sitzung wurde abgehalten. Nur der Anfang des Anfangs wurde gemacht. Auf den Antrag des Staatskanzlers verschrift man zur Wahl von Commissarien, welche über die in den einzelnen Landestheilen bestehenden oder untergegangenen Verfassungen an Ort und Stelle Nachrichten einzuziehen, mit Eingefessenen der Provinzen über die ganze Angelegenheit verhandeln und so für die nächstjährigen Sitzungen das Material zu weiteren Beratungen vorbereiten sollten.

Eine regere Thätigkeit entwickelte der Finanzausschuß. Humboldt hatte in diesem den Vorsitz zu führen, und er führte ihn mit der ihm eigenen Ruhe und Klarheit. Kaum jemals war Ruhe und Klarheit nöthiger gewesen. Die Commission sollte die Vorlage des Ministers begutachten; sie sollte, im Falle der Mißbilligung, mit eigenen Vorschlägen hervortreten. Der Finanzbericht und der Steuergesetzentwurf des Herrn von Bülow war, wie sich von einem Manne erwarten ließ, dessen Leichtsinn noch größer als seine Unfähigkeit war und dessen Verwaltungsgrundsätze den Zuschnitt derjenigen hatten, die in dem Cabinet des weiland Königs von Westfalen gegolten hatten. Heftige Debatten fanden daher in der Commission Statt. Heftigere sollten im Plenum des Staatsraths Statt finden. Der Ausschuß hatte sich in seiner Mehrheit gegen den ministeriellen Entwurf erklärt und sich über die Grundzüge eines zeitgemäßerem und richtigeren Steuersystems vereinigt. Humboldt vor Allem führte neben dem Berichterstatter in der Staatsrathsitzung vom 2. Juli das Wort. Schonungslos stellte er die Blößen des lägenhaft glänzenden Rapports auf, den der Minister über die preussische Finanzlage entworfen hatte. Mit sachkundigem Scharfsinn kritisirte er die Gesetzesvorlage. Lange war so nicht gesprochen worden; ein so kühnes und offnes Auftreten gegen die Ansichten der Regierung war neu und überraschend. Es wurde stürmisch in dem kleinen Parlament. Die Ministeriellen thaten ihre Schuldigkeit; sie eilten dem Bedrängten zu Hülfe und suchten den Entwurf zu retten. Aber nun erst zeigte sich die ganze Stärke des Angreifers. In einer

glänzenden Replik, im fließendsten und lichtvollsten Vortrag, antwortete Humboldt jedem Einzelnen und auf jeden einzelnen Einwurf. Der Staatsrath wurde bald nach diesen Vorgängen vertagt. Es kam nicht zur Feststellung eines anderen Regierungssystems: aber das Bülow'sche Project war unrettbar verloren. Bülow ward noch in demselben Jahre zum Aufgeben seines Departements vermocht und mit einem unbedeutenden, eigens für ihn gestifteten Portefeuille des Handels abgefunden. Allein nicht ihn bloß hatte der Schlag getroffen. Die ganze Verwaltung des Staatskanzlers hatte eine schwere Niederlage erlitten, und der Staatskanzler fühlte sie scharf. Man sprach davon, daß er zurücktreten und daß Humboldt ihn ersetzen würde. Das Gerücht war falsch, aber es bezeichnete die Stimmung des Publicums. Die Scenen im Staatsrath waren nicht verschwiegen geblieben. Man hatte gehört, wie alte Freunde und Gesinnungsgenossen in Gegensatz getreten waren. Es war nur Eine Stimme der Bewunderung über die Beredsamkeit, die Geistesgegenwart und die Sachkenntniß, welche Humboldt bei dieser Gelegenheit an den Tag gelegt habe. Er war zu einem populären Mann und zum Haupt der Opposition geworden. Voll Scheu und Besorgniß blickte Hardenberg auf den gefährlichen Rivalen, welchen die Wünsche und Hoffnungen des Publicums voreilig zu seinem Nachfolger machten.¹⁾

Das Mittel, sich des Gefürchteten zu entledigen, lag in dessen Bestimmung für die Londoner Gesandtenstelle bereit. Das Verfahren Hardenberg's jedoch war von charakteristischer Heimlichkeit und Involuntät. Der Staatsrath hatte seine Sitzungen für dies Jahr beendet. Noch im Juli hatte Humboldt seine schlesische Reise angetreten. Der Staatskanzler war nach Karlsbad gegangen. Hier war es, wo er Anfang August von Humboldt aufgesucht wurde. Es schien, als ob nichts zwischen den beiden Staatsmännern vorgefallen wäre, und Hardenberg nahm die Miene an, als ob ihm nichts angelegener wäre, als ein fortgesetztes collegialisches Zusammenwirken. Er hatte beschlossen, die neuerworbenen preussischen Besitzungen am Rhein zu

1) Für die Darstellung der Vorgänge im Staatsrath standen uns leider keine anderen Quellen zu Gebote als die von Schlesier benutzten. Diesen sind wir daher im Obigen gefolgt.

bereisen. In Frankfurt am Main, so ward verabredet, sollte Humboldt ihn erwarten, um sodann gemeinschaftlich mit ihm die neuen Landestheile zu organisiren. Kaum jedoch war Humboldt in Frankfurt angekommen, als er durch eine Botschaft des Staatskanzlers benachrichtigt wurde, daß dieser, bedenklicher erkrankt, vorerst zu einer weiteren Kur nach Pyrmont abgegangen sei; er selbst möge sich so bald wie möglich auf seinen Londoner Posten begeben, woselbst seine Anwesenheit dringend sei. Was die Absicht dieser Weisung sei, konnte Humboldt nicht entgehen. Es war klar, daß seine Anwesenheit in Preußen dringender sei als in England. Es war klar, daß er durch seine Entfernung vom Vaterlande seinen persönlichen Einfluß auf den Gang der Dinge für's Erste aufgab. Er beschloß demungeachtet, zu gehorchen. Er war nicht lüstern nach politischen Kämpfen und persönlichen Conflicten, und er war nicht bekümmert um einen Einfluß, den auf die ephemere Stimmung des Publicums zu bauen seiner ganzen Gesinnung zuwiderlief. Seine Absicht war, zu gehen, aber so bald wie möglich zurückzukehren.

Am 13. September verließ er Frankfurt.¹⁾ Er machte unterwegs in Brüssel seine Aufwartung und traf Anfang October in Begleitung des Freiherrn von Bülow, seines Legationssecretärs und Verlobten seiner Tochter Gabriele, in London ein. Er wurde in England mit allen Zeichen der Achtung aufgenommen, von dem Prinz-Regenten mit freundschaftlicher Vertraulichkeit behandelt. Allein seine Geschäfte waren Null.²⁾ Sein ganzer Aufenthalt in London war wenig mehr als ein glänzendes Exil, um so mehr Exil für ihn, da das Land der Nebel demjenigen wenig zusagen konnte, der im Stillen eine beständige Sehnsucht nach dem heiteren Himmel Italiens nährte.³⁾ Es kam hinzu, daß der Staatskanzler die Abwesenheit Humboldt's zu benutzen sich angelegen sein ließ. Ungehindert wirtschaftete er in seiner Weise fort und war beflissen, alle Zugänge zu Macht und Einfluß im Fall der Rückkehr des Gesandten im Voraus

1) An Caroline v. Wolzogen; d. d. 10. September 1817. A. a. D. S. 23.

2) An Stein, bei Perz, V. 258: „Geschäfte habe ich gar nicht; vom Departement, seit der Staatskanzler in Berlin ist, keine Zeile; mehrere nichtsagende Depeschen von Graf Lottum, der, wie man ihn gesetzt hatte, nicht einmal im Stande war, etwas schreiben zu lassen.“

3) An die Wolzogen; a. a. D. S. 26.

für diesen zu versperren. Ein neu errichtetes Ministerium des Cultus und Unterrichts wurde der Leitung Altenstein's übergeben. Auch das Departement des Auswärtigen wurde endlich einem besonderen Chef zugewiesen. Mehr als einmal hatte der Kanzler in früherer Zeit angedeutet, daß er diese Stelle seinem treuesten Gehülften vorbehalte. Jetzt, als ob alle Zusagen zugleich mit allen Verdiensten vergessen wären, wurde statt dessen der bisherige dänische Gesandte am preussischen Hofe, Graf Bernstorff mit dem neuen Amte betraut.

Dennoch war es nicht erst diese Zurücksetzung, welche einen Entschluß in Humboldt's Seele reifte, den nur das Bewußtsein der Pflichterfüllung und die Spannung der Thätigkeit so lange niedergehalten hatte. Schon im April 1818, und also vor der Ernennung des Grafen Bernstorff, hatte er durch den Staatskanzler um seine Zurückberufung an den König geschrieben, und hinzugefügt, daß er außer der Beschäftigung im Staatsrath keinerlei Anstellung verlange, sondern in ländlicher Zurückgezogenheit leben wolle.¹⁾ Der Staatskanzler hatte seine Absicht vollständig erreicht; nur zu gut war ihm sein Manöver geglückt. Es wäre, einem andern Nebenbuhler gegenüber, gefährlich gewesen, durch Undank und Vernachlässigung den Durst nach Einfluß zu steigern, das Gefühl der Rache und des Ehrgeizes gegen sich wachzurufen. Bei Humboldt hatte dieses Mittel nichts Anderes zur Folge, als daß ihm die öffentliche Thätigkeit verleidet wurde, und daß er freiwillig auf einen Einfluß Verzicht leistete, den er nur durch die härtesten Kämpfe und auf Kosten seiner letzten und tiefsten Gemüthsinteressen hätte behaupten können. Die Erfahrung des letzten Jahres und wenige Monate der gesandtschaftlichen Verbannung in London reichten vollkommen aus, um seiner alten Neigung für ein Leben der Beschaulichkeit das Uebergewicht über sein Interesse an der Politik zu geben und den Wunsch nach Muße und Selbstbeschäftigung mit neuer Lebhaftigkeit in ihm wiederzuerwecken.

Fünf Jahre rastloser und überangestrebter politischer Thätigkeit waren vorübergegangen. Niemals während aller dieser Zeit war jene contemplative Neigung in ihm erstorben. Das geheime Verlangen nach der Muße seiner Jugend war übertäubt, aber nie-

1) An Stein vom 7. Juni 1818 bei Perz, V. 256.

mals unterdrückt worden. Seine Ansicht von dem eigentlichen Zweck und Ziel des Lebens war durch den Drang der Zeiten zurückgestellt, aber keinen Moment ganz aufgegeben worden. „Meine ganze innere Neigung“ so schrieb er wenige Wochen nach dem Prager Congreß an Caroline von Wolzogen, „geht eigentlich viel mehr auf ruhige und betrachtende Existenz, allein ich bin nun durch den Zufall einmal in das Weltgetriebe hineingeworfen, und nun freut mich auch am meisten das dichteste und ärgste Gewirre. Ich erhalte doch mitten darin immer meine Einsamkeit, die mich nie verlassen wird.“¹⁾ Diesem öfter wiederholten Geständniß gemäß war die Art und Weise seines Lebens in allen jenen geschäftsvollen Jahren. Er verdoppelte und verzehnfachte seine Zeit. Er wußte die kurzen Pausen der Ruhe und Geschäftslosigkeit zu einem in sich zusammenhängenden Ganzen zusammenzuschieben, welches selbständig neben den Stunden der Arbeit fortlief. Er besaß die Kunst, ähnlich der geheimen Kraft des Ringes des Gyges, der seinen Besitzer unsichtbar machte, inmitten der lärmendsten Gesellschaft einsam und inmitten der drängendsten Arbeit müßig und genießend zu sein. So oft die ihm gestellten praktischen Aufgaben ihm gestatteten, zu sich selbst zurückzukehren, so oft nahm er diejenigen Beschäftigungen wieder auf, die seinen Geist mehr fesselten als Staatsverträge und Verfassungsentwürfe. Zwischen Actenstößen und diplomatischen Noten dachte er dem Geheimniß der Sprache nach und bedeckte manches Blatt mit einem ungesucht entstehenden Sonnett. In Wien, in Berlin, in Frankfurt hatte er immer wieder seine Agamemnonübersetzung vorgenommen. Auch im Hauptquartier verließen ihn nicht die Alten; auch unter dem Geräusch der Waffen lauschte er den Klängen hellenischer Dichtung. „Ich lese,“ schreibt er aus Prag, „den Homer und sehe die Rosacken.“ „Ich habe gestern,“ schreibt er aus Freiburg, „den ganzen Abend ruhig in den Alten gelesen, zu denen ich immer und im Grunde täglich zurückkehre. Alles Schöne liegt in der Vergangenheit; ich suche, wie ein Andrer, und mehr vielleicht, für die Gegenwart und Zukunft zu arbeiten, allein es bleibt eine eiserne Zeit, in der wir leben, und nicht blos wir, sondern alles Moderne. Sie kann würdigen Stoff zum Wirken geben, aber zum Genuß bedarf man

1) U. a. D. S. 17; vergl. für das Folgende ebendas. S. 478, 18, 22, 27 ff.

etwas Tieferes und Höheres.“ Mit der Vergangenheit daher, der allerältesten wie der selbstdurchlebten, durchflocht er beständig seine gegenwärtigen Tage. Unter Arbeiten, welche sonst alle Musen zu verschrecken pflegen, dachte er der Zeit, der für immer entflohenen, in welcher zwei edle, ihm innig befreundete Dichter eine Bilderwelt geschaffen hatten, die der Homerischen und Pindarischen nahe verwandt war. Aus dem Kreise kalter und eigensüchtiger Politiker, aus dem Rathe trockener und pedantischer Staatsmänner versetzte ihn das Zauberspiel der Phantasie in jenen poetisch geistreichen Cirkel, den ach! die unerbittliche Hand des Todes und des Schicksals auseinandergerissen hatte. Selbst dem „armen Primas,“ dessen Großherzogthum er vertheilen geholfen, und dem er nun eine armselige Pension aussetzen half, konnte er sich nicht erwehren eine mitleidvolle Erinnerung zu widmen, wenn er auf den Wällen von Frankfurt spazieren ging. Nur zu oft, während die Diplomaten seine kalte und schneidende Rede fürchteten, und während sein sarkastischer Humor mit den Schwächen der vornehmen Gesellschaft sein Spiel trieb, war sein Herz in Gefühlen der Liebe und Sehnsucht aufgelöst. Aus dem Glanz der Salons und aus dem Lärm diplomatischer Feste träumte er sich zu den Seinigen und zu den Menschen hinweg, die ihm durch frühe Begegnung für immer theuer geworden waren. Fast immer, während dieser bewegten Periode, von seiner Gattin getrennt, lebte er doch durch einen, fast keinen Tag unterbrochenen Briefwechsel in Geist und Empfindung mit ihr fort. Er hörte nicht auf, mit Caroline von Wolzogen zu correspondiren. Er befand sich auf dem Congresse zu Wien. Er war, wie er selbst sagt, zerrissen von Sorgen, Geschäften und Zerstreuungen. Da brachte sich ihm durch einen Brief jene Freundin in's Gedächtniß, mit welcher er in seiner Universitätszeit in Pyrmont drei selige Jugendtage verlebt hatte.¹⁾ Aber sechs und zwanzig Jahre waren nicht im Stande gewesen, das Bild zu verlöschen, welches sich damals seiner Seele eingepreßt hatte. Keine Zerstreuung und kein Geschäftsdrang konnte ihn verhindern, der treu Anhänglichen, Hülfbedürftigen, Vertrauenden zu antworten. Die Lage Europas, die Verfassung Deutschlands, die Interessen Preußens beschäftigten seine Gedanken: mit Freude und Rührung ergriffen ihn in demselben Augenblicke „die

1) S. oben S. 13 und 14.

Bilder der Vergangenheit und Jugend.“ Er sei, gestand er der Freundin, noch jetzt derselbe und noch jetzt gleich einfach wie damals. Er lebe, dem Gebote der Pflicht gehorchend, in verwickelten Verhältnissen; seiner Neigung seien sie wenig angemessen, ihm würde ein stilleres Leben bei Weitem mehr zusagen. Innig hänge das Bild der Freundin mit allen Gefühlen seiner Jugend und eines schöneren Zustandes Deutschlands und der Welt in seinem Geiste zusammen. „Ich habe,“ schließt er, „eine große Liebe für die Vergangenheit; nur was sie gewährt, ist ewig und unveränderlich, wie der Tod, und zugleich, wie das Leben, warm und beglückend.“¹⁾

War es ein Wunder, wenn dieser Mann jetzt in der Lage, in die ihn die Eifersucht des Staatskanzlers gebracht hatte, nach der ehemaligen Freiheit zurückverlangte, die er nur widerstrebend und nur aus Pflichtgefühl aufgegeben hatte? Wäre Ehrgeiz in seiner Natur gewesen, so würde es dem Staatskanzler schwerlich je gelingen sein, ihn dergestalt zur Seite zu schieben; jedenfalls würde Ehrgeiz ihn die Mittel gelehrt haben, für die erfahrene Behandlung an dem Staatskanzler seine Rache zu nehmen. Allein die Kälte, mit der er überhaupt alle Staatsangelegenheiten, und die philosophische Gleichgültigkeit, mit der er persönlichen Ruhm und Einfluß betrachtete, war Eins in ihm. Schon öfter hatte sich jene Mattigkeit des politischen Interesses als ein Fehler in seiner staatsmännischen Rolle fühlbar gemacht: er lieferte jetzt den Beweis, daß dieser Mangel an Ehrgeiz kein geringerer Fehler sei. Noch immer war er durchaus bereit, seine Pflicht für das Vaterland, da, wo das Vaterland seiner wirklich bedürfe, und wo er, seinen Ueberzeugungen gemäß, demselben wirklich nützen könne, gewissenhaft und mit Hintanstellung seiner individuellen Interessen zu erfüllen. Allein eine solche Stellung gerade hätte er sich nur erringen und erkämpfen können, und eine solche Stellung gerade war Hardenberg ihm aus freien Stücken zu geben ganz und gar nicht gemeint. Der Staatskanzler hatte sein Gesuch um Zurückberufung dem Könige zu überreichen geögert. Gleich sehr offenbar scheute er sich, den hochangesehenen und populären Mann zu entlassen, wie er sich scheute, ihn an der rechten Stelle wirken zu lassen. Er hatte also Gegenvor-

1) Briefe an eine Freundin, I. 9.

stellungen gemacht. Lediglich Humboldt's Schuld sei es, wenn er nicht in's Ministerium eintreten wolle. Möge er indeß wenigstens eine andre Gesandtenstelle annehmen. Möge er in Frankfurt bei'm Bundestage wirken; möge er wieder nach Rom gehen; möge er sich irgend sonst einen beliebigen diplomatischen Posten aussuchen. Aber das war Humboldt's Meinung nicht. Noch ehe er dieses Schreiben des Staatskanzlers erhalten hatte, war er vollkommen mit seinen Ueberzeugungen auf's Reine gekommen. Einer Freundin gegenüber, der er gewohnt war sein ganzes Inneres aufzuschließen, hatte er sich deutlich und vollständig darüber ausgesprochen. „Ich bin fest entschlossen,“ schrieb er Anfang April von London aus an Caroline von Wolzogen, „nicht mehr, wie bis jetzt der Fall war, in einer halben Lage zu bleiben, mich als Talent zu diesem und jenem benutzen zu lassen. Ich verlange gar keine Wirksamkeit, aber ich will auch keine andre annehmen, als für die ich selbst, und ich allein verantwortlich sein kann. Es ist ferner meine Ueberzeugung, daß ich in meiner Lage nur in Berlin Gutes wirken, halten und herstellen kann. Was es auch sein möchte, außerhalb ist man in einer schiefen Stellung, in der man sich und die Sache zugleich stürzt. Uebrigens kennen Sie mich von früher Jugend. Ich habe keinen Ehrgeiz, keinen Geschäftstrieb, keine Sucht, mich einzumischen, ich glaube sogar, daß der Gang der Staatsangelegenheiten nicht einmal bei Weitem das Wichtigste auf der Welt ist. Ich würde am liebsten bestimmt mich losmachen, und unter keiner Bedingung wieder eingreifen. Nur weil dies eine egoistische Denkungsart ist, die sich nicht vertheidigen läßt, wenn man, wie ich, einen Theil der Bahn gemacht hat, so werde ich, so lange ich Kraft habe, nicht so handeln, aber gewiß auch nicht länger um eine unbedeutende, schiefe oder halbe Wirksamkeit mich selbst, das Leben mit den Meinigen und meinen individuellen Plan aufgeben.“

In dieser Ansicht und diesen Entschlüssen konnte begreiflich das Schreiben des Staatskanzlers keine Aenderung hervorbringen. Er wiederholte demselben seine Gründe und bat um sofortige Abgabe seines Gesuchs an den König. Einen wichtigen Platz unter diesen Gründen nahm die Rücksicht auf seine Frau ein. Dieselbe befand sich seit dem Frühjahr 1817 in Italien, wo sie durch den Genuß eines milderen Klima's und durch Alles, was ihr das geliebte Rom

auch an geistigen Genüssen darbot, zu genesen hoffte. Ihr graute vor der „Nebelinsel“, und ihr Gesundheitszustand war in der That so, daß Humboldt nicht wagen konnte, sie, wie ursprünglich der Plan gewesen war, zu sich nach London kommen zu lassen. Aber auch getrennt von ihr wollte er nicht länger leben. Der beste Theil des Daseins, schrieb er an Stein, gehe darüber verloren. Er faßte dies Zusammenleben mit seiner Frau im engsten Zusammenhange mit seinen höchsten Geistes- und Gemüthsinteressen. Was nur ein äußerlicher Grund zu sein schien, war in Wahrheit der innerlichste. Seiner Frau zu leben und sich selbst zu leben war ihm dasselbe. An die Wolzogen sprach er sich jetzt auch hierüber und sprach sich in einer Weise aus, die kaum anders als durch das Wiedergeben seiner eignen Worte zu charakterisiren wäre. „Ich habe,“ schreibt er am 18. Juli, nachdem er der Freundin eine Schilderung von dem Zustande seiner Frau entworfen, — „ich habe, wie Niemand so noch es gesehn hat als Sie, mein Leben mit der Idee angefangen, nur mit ihr, und in diesem häuslichen Dasein eingeschlossen zu leben. Zeit und Umstände haben es hernach anders gewandt, und ich bin gegen meinen Willen in vielfach andere Thätigkeit gestoßen worden, die uns nie einen Augenblick innerlich trennt, aber äußerlich ganz von einander geführt hat. Das ändert aber den eigentlichen Zweck meines Lebens nicht, d. h. ich kehre natürlich, so wie ich nur kann, zu ihm zurück. Man kann auch, und gern, und in der besten Bedeutung nach außen hin nicht wirken, wenn man nicht sein inneres, auf Ideen und Empfindungen gebautes und von allem Aeußeren ewig unabhängiges Dasein in frischer und reger Kraft erhält; und wenn man so lange als wir jetzt, und immer in gleicher Innigkeit mit einander fortgelebt hat, so läßt sich das eigene Dasein nicht mehr von dem des Anderen trennen. Es ist daher wohl meine geheime Sehnsucht, von jetzt an, so lange es nur noch wahren mag, wieder so vereinzelt auf einander zu leben, als wir es im Beginnen gethan haben, und wenigstens kann ich das Verlangen darnach nur für etwas Wichtiges, und was jenes Verhältnis wenigstens nicht so, wie es in diesen Jahren gewesen ist, gänzlich zerreißt, aufgeben.“ Derselbe Brief aber, dem wir diese Worte entnommen haben, wiederholt zugleich die Auseinandersetzungen des früheren Briefes. Wir lesen in ihm, was er dem Staatskanzler geschrieben haben wird, aber wir lesen zugleich die tieferen Motive,

den Commentar zu seiner Ablehnung alles dessen, was Hardenberg ihm proponirt hatte. Er sei nicht durchaus abgeneigt, in das öffentliche Leben einzuwirken, wohl aber sei er es im höchsten Grade satt und müde, „das Treiben eines einzelnen, in das Ganze nur zufällig und wenig entscheidend eingreifenden Postens fortzuwälzen.“ Immerhin und auf alle Fälle denke er seine Thätigkeit als Mitglied des Staatsraths fortzusetzen. Denn „dies gerade ist eine Stellung, wo man, ohne alle Intriguen, die ich immer hasse, am rechten Ort seine Meinung über alles Wichtige aussprechen, und auch, je nachdem man sieht, daß es fruchtet oder nicht, mehr oder weniger in das Geschäft eingehen oder sich zurückziehen kann.“ Im Widerspruch dagegen mit dem, was sein individueller Plan ihm zur Nothwendigkeit mache, stehe das Verbleiben in London, stehe auch die Annahme des Frankfurter Postens oder der Eintritt in das Ministerium, so wie dasselbe augenblicklich beschaffen sei. Der Eintritt in's Ministerium: denn, sagt er, „so wenig ich gern alles table, so ist doch die ganze Organisation fehlerhaft und wenn ich diese Fehler nicht ändern kann, will ich sie nicht theilen.“ Die Annahme des Frankfurter Postens: denn — so schreibt er an Stein — „für den Bundestag kann man nur in Berlin und Wien nützlich sein; in Frankfurt ist man ein bloß abhängiges Werkzeug und kommt gewiß in die Lage, thun und sagen zu müssen, was man nicht billigt.“ Ihm sei, fügt er in dem Brief an die Wolzogen hinzu, schon bald nach der Eröffnung des Bundestages, in Frankfurt sehr unheimlich geworden; deutlich habe er gesehen, daß man eigentlich nichts gewollt und doch wieder nicht gewollt habe, daß es nur nichts sei. Er könne jetzt nicht dahin zurückwollen, wo an keinen Erfolg zu denken sei, und von wo er ebendeshalb durch die Annahme der Londoner Stelle hinwegzukommen gesucht habe. Und durch Eins endlich bekamen alle diese Motive ein verstärktes Gewicht. Es war nicht schwer, die Absichten des Staatskanzlers zu durchschauen, und Humboldt durchschaute sie vollkommen. „Auch können Sie mir sicher glauben,“ schreibt er abermals an die Freundin, „daß diejenigen, welche mich schlechterdings auf einen auswärtigen Posten haben wollen, dabei gar nichts anders beabsichtigen, als nur, daß es den Schein haben soll, ich sei sehr wichtig beschäftigt, aber daß in Wahrheit jedes wichtige Geschäft von mir entfernt bleibe. Davon habe ich die unverkennbarsten Spuren.

Selbst auf Frankfurt kommen sie nur in der Noth, weil es nun einmal nicht gut möglich ist, mich in London festzuhalten.“

Er war entschlossen, nach alle dem, seiner Thätigkeit eine Krisis zu ertheilen, durch die sie zu einer entscheidenden werden oder überhaupt eine öffentliche zu sein aufhören sollte. Er verschmähte es, irgend einen positiven Schritt zu thun, den Einfluß und die Stellung, die ihm gehörten, dem Staatskanzler aus den Händen zu winden. Lediglich darauf wollte er es ankommen lassen, was sein Name und seine Person für sich selbst etwa gelten möchten. Die Probe wollte er machen, ob vielleicht der Gedanke, daß er, ein Mann des öffentlichen Vertrauens, in Unthätigkeit gelassen werde, eine Aenderung in dem System des Staatskanzlers hervorbringe, bei der er alsdann mit Hoffnung auf Erfolg und in Uebereinstimmung mit seinen Principien ein Ministerium annehmen könne, oder nicht.

Das Letztere, in der That, schlug durch und entschied die Krisis. In den ersten Tagen des November 1818 kehrte Humboldt von seinem Londoner Posten zurück. Er fand die Souveräne und Minister in Aachen auf dem ersten jener Congressse, deren Wiederholung schon in Paris in Aussicht genommen war, und welche die Bestimmung hatten, das große Werk der Beruhigung Europa's im Sinne der Reaction und der Unterdrückung aller freiheitlichen Regungen der Völker fortzuführen. Hier war es, wo sich die nächste Zukunft Humboldt's entschied. Hardenberg hatte sich überzeugt, daß es unmöglich sei, den Einfluß seines Rivalen länger durch Gesandtschafts- und Scheingeschäfte fern zu halten, und er fühlte, daß es, der öffentlichen Meinung gegenüber, unmöglich sei, ihn müßig zu lassen. Er sollte also in's Ministerium eintreten. Es ward ihm versprochen, daß die Organisation der Verwaltung eine andre werden solle. Es ward hinzugefügt, daß er genau diejenige Stellung und Beschäftigung erhalten solle, die er sich selbst auswählen würde. Nur einstweilen möge er einwilligen, sich einem anderweitigen Geschäft zu unterziehen, welches sich in ganz kurzer Zeit und von Niemand rascher und besser zu Ende führen lasse als von ihm. Inzwischen werde es möglich sein, in Berlin alle diejenigen vorbereitenden Einrichtungen zu treffen, die er selbst zur Bedingung seines Eintritts in das Ministerium gemacht habe.

Das Geschäft, welches Humboldt auf solche Weise interimistisch

übertragen wurde, war in der That von der Art, daß er die Uebernahme desselben nicht füglich von sich weisen konnte. Unter den Angelegenheiten nämlich, welche den Racher Congress beschäftigt hatten, befanden sich auch die Ansprüche, welche Bayern in Folge des Nieder-Vertrages auf die Pfalz, auf einen Theil mithin des Großherzogthums Baden, erhob. Oesterreich hatte schon früher Vermittelungsvorschläge gemacht, nach denen, immer doch auf Kosten Badens, jene Ansprüche befriedigt werden sollten. Allein die übrigen Cabinette hatten ihre Zustimmung verweigert und sich zu Gunsten der Untheilbarkeit des Großherzogthums erklärt. Nachdem jene Territorialcommission, als deren Mitglied Humboldt nach dem Pariser Frieden in Frankfurt gearbeitet hatte, diese Angelegenheit verhandelt, aber nicht erledigt hatte, war dieselbe unter Abweisung der Ansprüche Bayerns auf dem Congress endgültig entschieden worden. Nur die formelle Erledigung blieb noch übrig. Diese, sowie die Fertigung eines allgemeinen Territorialrecesses, ward nun nach Frankfurt gewiesen, wo die frühere Commission noch einmal zusammentreten sollte. Wie die übrigen Mitglieder der Commission, fand sich, Anfang December, auch Humboldt an dem Sitze des Bundestages ein.